Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/richardphantomde00korb

Vom durchlauchtigsten Herrn
Erzherzoge Ludwig als Wei-
nachtsgeschenk 1854 erhalten.

Heinrich Wittek

Richard Phantom,

der kleine Schiffbrüchige.

Eine Erzählung

zur Belehrung und Unterhaltung

für die

Jugend und ihre Freunde.

Nach Wilson bearbeitet

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg.

Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

RBR
Jantz
12mo
#44
no.3

Erstes Kapitel.

Die Schiffsgesellschaft auf der Mücke. Der Affe und der Haifisch.

Wenn manche Leute von einer Seefahrt erzählen hören, so denken sie sich da entweder etwas recht Langweiliges, oder sie träumen von allerlei schreckensvollen Dingen, die nur im Gehirn müssiger Menschen bestehen und nicht in der Wirklichkeit; oder fürs dritte denkt wohl auch Mancher: »das Wasser hat keinen Balken, drum bleib' ich schön auf dem Trockenen« und läßt sich von Leuten, die zur See gewesen sind, etwas weiß machen, das, wenn man die Lüge von der Wahrheit subtrahirt, in Nichts aufgehet. Ein besonnener und wißbegieriger Mensch läßt sich gerne belehren, und glaubt dem Wort vernünftiger Leute, die auch dabei gewesen sind, »wenns wetterte, und Salzwasser geschmeckt haben.« Diese ruhigen und besonnenen Leute versichern, daß das Meer so wenig Langweiliges für den Freund der Natur, den guten, gefühlvollen Menschen habe, als das Land, wie denn überhaupt alle Werke Gottes so herrlich und mit solcher Weisheit geschaffen sind, daß man täglich neue Wunder und Schönheiten an ihnen zu entdecken vermag, wenn man sie nur recht aufmerksam betrachtet.

Mit den Schrecken des Meeres hat es dagegen allerdings seine Richtigkeit, absonderlich für Leute, denen es nicht recht leicht im Gewissen ist, oder die kein recht inniges und festes Vertrauen zu ihrem Gott und Vater haben. Allein solchen Leuten ist auch zu Lande schlimm zu rathen, denn »der Wind im Wald, das Laub am Baum sausst ihnen Entsetzen zu.« Was nun endlich diejenigen betrifft, die aus lauter Vorsicht und Zaghaftigkeit des Juden Sprüchlein nachbeten und den Aufschneidereien gewisser Prahlhänse um so lieber glauben, je gräulicher und fürchterlicher sie ausfallen und je mehr ihnen dabei die Haare zu Berge stehen, so würde es das Beste für sie sein, einmal selbst eine kleine Reise nach Amerika, oder um die ganze Welt herum zu machen; dann könnten sie sich am Besten überzeugen, was an der Sache wahr ist, oder Uebertreibung.

Weil das nun, aus allerlei verschiedenen Gründen nicht jeder thun kann, so ist es wohl auch nicht übel, zu einem guten Buch, das von der Sache handelt, zu greifen, und deren gibt es recht viele. Die Kinder hören und lesen auch gerne von solchen Dingen, wenn sie nicht zu lang oder für ihre Begriffe zu hoch dargestellt werden. Deßhalb haben wir ihnen in diesen Blättern schon manche wahrheitgetreue und unterhaltende Schilderung gegeben und jenen reihen wir noch diese von Richard Phantom an, die manches Heitere und auch vieles Ernste enthält und welche — wir hoffen es, —

nicht ohne Nutzen und Vergnügen von ihnen aus der Hand gelegt werden soll.

Zuerst also von der Schiffsgesellschaft auf der Mücke.

Die Mücke? — Ja meine lieben Leser, so nannte man ein kleines, einmastiges Kriegsschiff, das an der Küste von Afrika kreuzte, um den Sclavenhändlern aufzulauern.

Die Gesellschaft auf dieser Mücke bestand aus etwa zwanzig englischen Seelenten, die von einem Lieutenant, der Sprawl hieß, commandirt wurden und einen jungen Engländer als Lootsen bei sich hatten, der die großen afrikanischen Ströme genau kannte, weil er viele Monate lang dort gewesen war und Handel getrieben hatte. Dieser junge Herr besaß ein hübsches Vermögen, eine große Anlage zu lustigen Streichen, viele Neigung zu Abentheuern und hatte sich aus Freundschaft für den Lieutenant Sprawl und weil er sich viel Interessantes und Unterhaltung versprach, dem Zuge auf der Mücke als Lootse angeschlossen. Außerdem hatte er aber noch einen triftigen Grund, die Schiffe seines Onkels, eines reichen englischen Handelsherrn, allein nach Hause fahren zu lassen, und diesen Grund werden unsere Leser sogleich nachher erfahren. Er nannte sich Benjamin Brail, und sein Diener, ein Neger, hieß Quakko. Letzterer war ein

*) Sprich Spraul.

tüchtiger Bursche und hatte auf dem Schiff nur zwei Gefährten seiner Farbe, den Segelmacher, der Stichnadel, und den Schiffszimmermann, der Schnitz genannt wurde. Beide waren Neger, aber in ihrem Fach geschickte Leute.

Von unserm kleinen Schiffbrüchigen Richard Phantom, können wir jetzt noch nicht sprechen, weil er dermalen noch in einem Schiff — Gott weiß, wo — auf der See herumschwimmt. Zu seiner Zeit wird der kleine Bursche schon zum Vorschein kommen.

Die Mücke schwamm auf dem blauen Meer und baumelte und ritt über die mit Seetang bedeckten Wellen, wie ein galloppirendes Rennpferd. So munter, wie das kleine Schiff, war auch die Gesellschaft auf demselben. Da saßen auf dem schmalen Verdeck der Commandant, dann Benjie — so nannte man kurzweg unsern Bekannten Benjamin Brail. — Quakko, sein Diener, machte sich in der Nähe seines Herrn zu schaffen, oder er neckte und hinderte die Matrosen in ihrer Arbeit und ward von diesen wieder geneckt und hie und da auch ausgezankt. Es war ein schöner, müssiger Abend und Lieutenant Sprawl hatte Lust, eine hübsche Geschichte zu hören. Deßhalb begann er:

»Nun, Master Benjie, sagt einmal, weßhalb Ihr Eure angenehme Stellung im Hause Eures Onkels verlassen habt, um Euch hier auf blauem Wasser herumzutreiben?«

»Das ist 'ne lange Geschichte, Sprawl,« sprach der junge Mann.

»Gut, wir haben Zeit, sie bis zu Ende zu hören,« entgegnete der Lieutenant, »also spinnt nur getrost Euer Garn ab.«

Benjie dehnte sich auf dem Deck, lehnte sich dann an's Compaßhäuschen und begann: »Ich bin ein geborner Irländer, Sprawl, aber ich wurde in Schottland erzogen, in der Heimath meines Vaters, eines ehemaligen Seemannes, der als Schiffsherr und Supercargo viele Jahre lang sein eigenes Schiff im Handel nach Virginien gefahren hatte. Er starb, als ich siebenzehn Jahre alt war, und ich kam nun als Handelslehrling, in das Comptoir meines Onkels, der ein angesehener Kaufmann in Liverpool ist, wie Euch bekannt.«

»Yes!« sagte Sprawl, der alte Herr; ich kenn' ihn, wie Euch und hätte nimmer gedacht, daß Ihr sein Haus verlassen und Euch bei uns in der Mücke herumtreiben würdet.

»So jung ich war, hatte ich doch während meiner Lehrjahre bereits vier Reisen auf verschiedenen Schiffen in ferne Länder, als nach Westindien, Brasilien, Costa, Firme und den vereinigten Staaten gemacht.«

»Also seid Ihr eine fixe Wasserratte,« rief Sprawl lachend; »da mag Euch das Sitzen vor'm Schreibpulte schlecht behagt haben.«

»Von Natur war ich von jeher ein wilder, gern

umherstreifender Gesell und deßhalb gefiel mir allerdings das Hin- und Herschweifen besser, als der feste Sitz am Mahagoni-Dreifuß, um dort über Fakturen, Journal und Kassabuch zu grübeln. Deßhalb bat ich meinen Onkel, mich statt eines der älteren Commis, die er fortsenden wollte, um mit zwei Schiffen nach der afrikanischen Küste zu gehen, nach diesem Bestimmungsort zu schicken. Es sollte da Goldstaub und Elephantenzähne eingehandelt und die Ladungen der Fahrzeuge durch Palmöl und Hartholzstämme vervollständigt werden.

»Es war nicht wenig schwierig, diesen Punkt bei meinem Onkel durchzusetzen, da die außerordentliche Ungesundheit des Klima's, die Gefahr, von den halbpiratartigen fremden Sclavenhändlern geplündert zu werden (eines verrätherischen Angriffs von Seiten der Eingebornen gar nicht zu gedenken) gar schweres Bedenken bei meinem würdigen Oheim rege hielten. Dennoch hatte ich es mir vorgenommen, meinen Willen durchzusetzen und ich fand die Mittel, um meinen Zweck zu erreichen.«

»Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß ich wirklich glaube, mein Oheim würde am Ende dennoch meine Abreise nicht zugegeben haben, wenn ich ihm nicht einen Possen gespielt hätte, durch den ich ihn um diese Zeit in heftigen Zorn gegen mich versetzte.«

»Bei Gelegenheit seines Geburtstagsfestes hatte ich, vermöge meines vertrauten Umgangs mit allen Kapi-

tainen und Steuerleuten der Kauffahrerschiffe, ohne meines Oheims Vorwissen in dessen Haus auf der Eyerton-Terasse zwei Kanonen, und eine Menge von Raketen und Schwärmern geschmuggelt. Ich bestach nämlich den Knecht eines Bierbräuers, mir alle diese Gegenstände auf seinem Karren zuzuführen. Nachdem mir dies mit Hülfe zweier junger Matrosen gelungen war, stellte ich die Geschütze — es waren Sechspfünder — im Gartenhäuschen, dicht unter den Fenstern des Speisesaales auf, lud sie tüchtig und zündete, als zur Tafel geklingelt wurde, langsam brennende Lunten an, deren Ende ich an das Zündloch der Kanone geleitet hatte. Dann nahm ich meinen Sitz am Tische, meinem Oheim gegenüber, ein.«

»Mein Onkel ist ein ziemlicher Gutschmecker, wie Ihr wißt, der während der Mahlzeit nie seinen Nachbarn durch Gesprächigkeit beschwerlich fällt, — dießmal nun hatte er seine Suppe und ein Stückchen Fisch verzehrt und führte so eben sein erstes Glas Wein zum Munde, als — Puho! — eine meiner Kanonen losging und der prächtige Burgunder ihm über die weiße Weste hinunterlief. Mein Oheim hatte noch nicht seine Fassung wieder erlangt, als — Pumm! — die Kanone Nummero Zwei erdröhnte und vom Garten herauf eine ganze Sternenwelt von Raketen und römischen Lichtern in die Höhe flog.

»Da sprang der alte Herr wüthend und erschreckt

von seinem Stuhle auf, als ob in dem Polster desselben die Explosion stattgefunden hätte, oder als ob er durch irgend eine Art von Hebel aus seinem Sitze herausgeschnellt worden wäre.«

»Das erste, was er that, war, daß er hinrannte und das Fenster aufriß, als — zisch! — eine brennende Rakete oder ein Schwärmer, ich weiß nicht mehr, ob's die eine, oder der andere war, über seine Schulter hinwegsauste und beinahe in den geöffneten Mund eines alten Dieners hineinfuhr, der statuenähnlich und vor Furcht und Erstaunen starr, am Schenktisch stand. Uebrigens versengte das Ungethüm, das dicht an seinem Kopfe wegfuhr, dem ehrlichen Burschen nur die gepuderte Locke über seinem linken Ohre.

Das Losplatzen der Kanonen konnte ich mir erklären, nicht aber den Irrweg, den die Raketen zu meiner Verwunderung eingeschlagen hatten. Die ins Zimmer gedrungene hatte bei ihrem Dahinsausen alle Gläser, Karaffen und silbernen Credenzteller, ja sogar die Lampe vom Schenktische heruntergeworfen, meinen schutzsuchenden Oheim an das äußerste Ende der Tafel getrieben, und fing dann an, als wäre es des Unheils noch nicht genug, unter dem Tische gleich einer feurigen Schlange, und von dort aus unter allen Stühlen weg aus einem Winkel in den andern zu sprühen und zu zischen, während der alte Diener Peregrin, dessen Eis endlich aufgethauet war, mit mir dem Ungethüm nachtanzte, so

daß unsere Köpfe dabei aneinander stießen, unsere Schienbeine sich an Tischen und Stuhlfüßen wund rieben und wir Gläser und Karaffen auf der Tafel an einander klingen ließen, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, der gluthspeienden Hülse habhaft zu werden. Der Lärm trieb die ganze Dienerschaft herauf, gegen welche die böswillige Rakete anflog und durch die Thür sauste, wobei sie eine der Mägde beinahe über den Haufen geworfen hätte, so daß alle Dirnen anfingen, zu kreischen, als sollten sie umgebracht werden. Dann krachte das Unthier treppan, als wollte es die Vorflur des Gesellschaftszimmers mit seinem Besuche beehren, steckte seine Schnautze in jede Spalte, krachte und knitterte mit seinem Schweife und jagte durch sein tolles Hin- und Hersprudeln das ganze Heer seiner Verfolger in die Flucht. So lief der ganze Haushalt treppauf, treppab, einer brennenden Rakete nach, bis wir alle — nur nicht die Rakete — durch unser eigenes schallendes Gelächter zum Stillestehen gebracht wurden.«

»Obwohl es ersichtlich war, daß das heroische Feuerwerk sich nicht lebendig wollte greifen lassen, erging es ihm doch endlich, wie einem zornmüthigen Menschen; sein Braußen legte sich, es sprudelte sich aus und die Hülse desselben ward endlich von der alten Köchin erwischt, in deren Gebiet einzudringen es gewagt hatte Die Gesellschaft kehrte jetzt in den Speisesaal zurück, ich auch, aber mit arger Angst, was mir dieser Streich eintragen würde.

Mein Onkel hatte sich unterdessen wieder zu Tische gesetzt, sah aber schwarz, wie eine Donnerwolke aus, während der alte Peregrin so steif, als hätte er die Papphülse der Rakete verschluckt, hinter seines Herrn Stuhle stand. Ich setzte mich und fühlte nicht wenig Angst vor den Dingen, die da kommen sollten. Die Todtenstille, welche im Saale herrschte, wurde mir mit jedem Augenblick peinlicher. Endlich schien mein Onkel sich gefaßt und erholt zu haben und begann:«

»Da hatten wir denn ein Pröbchen von Deinem Witze, Benjamin.«

»Es thut mir wahrlich leid, werther Sir,« versetzte ich, und ich bitte sehr um Verzeihung. Ich wollte zur Feier Ihres Geburtstages eine kleine Festlichkeit veranstalten. Zu den Kanonen bekenne ich mich schuldig; wer aber die Raketen anzündete — —«

»Oho, als ob er das nicht wüßte, Er sauberer Musje!« fiel mein Onkel ein.

»Gewiß, lieber Onkel, ich wollte erst Abends ein kleines Feuerwerk veranstalten. Sie müssen durch die verwünschten Ladepfropfen der Kanonen in Brand gerathen sein.«

Es entstand von neuem eine peinliche Pause, während welcher einer unserer Nachbarn fragen ließ, ob sich ein Unfall ereignet hätte.

»Nein, nein,« gab mein Onkel ärgerlich zum Bescheid, — »kein Unfall, nur ein kleines Mißverständniß.«

»Jetzt ward es wieder stille; — bald kehrte der alte Diener zurück, der den Bescheid hinausgetragen hatte und sprach, indem er eine frische Flasche Wein auf den Tisch stellte: der Mann sagte, »Herrn Pigwells Frau sei in Ohnmacht gefallen und man könne sie nimmer zum Bewußtsein bringen und Banks, des Fleischers große Heerde Schweine, die neben dem Damm auf dem Anger gehütet wurde, sei scheu geworden und in den Kanal gesprungen. Die Schweine würden wohl alle ersoffen sein.«

»Da haben wir's, Musje Benjamin!« rief mein Onkel; — jetzt wird der Fleischer kommen, und ich werde ihm seine Schweine bezahlen müssen und am Ende muß ich doch Fleisch von den ertrunkenen Thieren essen. Also hat Er auf einen Schlag eine Heerde Schweine und Mistreß Pigwell umgebracht. Wärst Du doch lieber nach der Küste von Afrika abgesegelt, ehe sich dieß zugetragen hätte. Ich war ein alter Narr, daß ichs nicht zugeben wollte.«

»Lieber Onkel, dazu ist's noch gar nicht zu spät,« antwortete ich ein wenig gereizt. »Jennings liegt ja noch unten vor Anker und ich kann leicht bis morgen reisefertig sein. Lassen Sie mich also absegeln.«

»Meinetwegen kannst Du zum T**l fahren!« rief mein Oheim voll grimmiger Wuth. »Laß Dich so bald nicht wieder vor mir sehen.«

»Damit war's zu Ende und ich reiſete nach Afrika, ſtatt im Comptoir meine Zeit todtzuſchlagen.«

»Das iſt ne' luſtige Geſchichte, Benjie, ſprach der Lieutenant, der durch die Erzählung des Lootſen in die beſte Laune verſetzt worden war. «Wie kommt es aber daß Ihr Euch hier bei uns jetzt aufhaltet, Benjie?«

»Das iſt eine andere Geſchichte, entgegnete der junge Mann. Seht, das ging ſo zu. Ein alter Freund meines verſtorbenen Vaters, Euer Vorgeſetzter, der Commodore, Sir Olivier Oakplank auf der Fregatte »Gazelle« iſt jetzt der älteſte Offizier an der afrikaniſchen Küſte und da die Zeit herannaht, wo er ſeine Rundreiſe nach Jamaika und der Havannah zu machen hat, bevor er nach England zu neuer Ausrüſtung zurückkehrt, ward beſchloſſen, daß, wenn ich zeitig genug mit Anordnung unſerer Ladungen fertig werden könnte, ich die Fahrt mit ihm zu dem doppelten Zweck machen ſollte, einen Oheim mütterlicher Seite, der in Jamaika anſäſſig iſt und von dem ich etwas zu erwarten habe — hier machte Benjie mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Bewegung des Geldzählens — zu beſuchen. Auch ſoll ich in der Havannah gewiſſe Spekulationen in Colonialprodukten unternehmen.«

»Das iſt ſeltſam, Benjie,« rief Sprawl. Wenn Ihr in Weſtindien Geſchäfte und Verwandte habt, die Ihr beſuchen wollt, ſo hättet Ihr beſſer gethan, mit dem nächſten beſten Schiff dorthin zu gehen, als hier zu

bleiben. Wißt, daß es bald nicht zum Allerschönsten gehen wird. Wir werden heiße Tage bekommen und tüchtige Kämpfe.«

»Das weiß ich, ich kenn's aus Erfahrung, Sir. Doch hört mich geduldig an. Wir kamen am Bonnyflusse an, und ich fand bald, daß weder die Gefahren noch die Schwierigkeiten der Expedition übertrieben geschildert worden waren; vielmehr übertraf die Wirklichkeit derselben alles, worauf ich mich gefaßt gemacht hatte. Zuvörderst büßte ich binnen zwei Monaten mehr, als die Hälfte unserer beiden Schiffsmannschaften ein, unter denen sich sogar der Steuermann des einen Schiffes befand. Zweitens ward ich von einer schuftigen spanischen Sclavenpolacre *) geplündert und mißhandelt, die ohne allen Sinn und Verstand uns überfiel, als wir ganz ruhig im Bonnyflusse vor Anker lagen und unsern Handel betrieben.«

»Zum Geier!« rief der Lieutenant, »wie ging das zu?«

»Das weiß ich selbst nicht. Es geschah am hellen Tage, etwa um ein Uhr nach Tisch, während die Sonne den Theer schmolz und eine Hitze zum Ersticken war. Wir vermutheten keine Gefahr, als von den Eingebornen und wir wußten wohl, daß Spanier in der Nähe lagen,

*) Polacre, ein kleines, einmastiges Schiff.

um Sclaven aufzukaufen, sahen sie auch oft an uns vorüberrudern. Deßhalb ließen wir die Dons am Bord kommen, ehe es uns einfiel, ihnen Widerstand zu leisten, und alsdann war es leider zu spät. Als sie jedoch anfingen, einzupacken, was ihnen des Mitnehmens werth schien, da wehrten wir uns und es gab ein Gefecht, in welchem mir die linke Wange mit einer Enterpicke oder einem Bootshacken geschlitzt ward, welches ich durch einen tüchtigen Hieb mit meinem Kurzdegen vergalt, so daß der äußere Mensch des Dons, welcher mich verwundet hatte, sehr übel zugerichtet ward. Ich glaube aber, wir würden sammt und sonders in Stücken zerhauen worden sein, wenn es nicht dem spanischen Kapitain eingefallen wäre, seine Hallunken daran zu erinnern, daß sie nicht Fechtens, sondern Plünderns willen an Bord gekommen wären. Hierdurch hinderte er sie daran, ferner auf unsere Schädel loszuhacken, denn sie fingen an, nach unsern Piastern zu suchen, und steckten uns alle ins Rundhaus, bis sie sich mit allem beladen hatten, was ihnen gefiel.«

»Ungeachtet dieses Mißgeschickes brachte ich doch alles glücklich zu Stande und ich sah die beladenen Schiffe noch vor Ablauf der ihnen anberaumten Zeit nach England unter Segel gehen.«

»Ich begab mich nun zu Sir Olivier, der die Fregatte Gazelle kommandirt. Mein zweimonatlicher Aufenthalt und meine auf den Strömen gesammelten Er-

fahrungen hatten mich zu einem geübten Lootsen gemacht. Da ich nun das Clima nicht fürchtete, so trachtete ich immer darnach, daß ich, obwohl es der Dienstordnung ein wenig zuwiderlief, mit den Booten fahren durfte, wenn ein Zug an die Küste unternommen ward. Sir Olivier machte Anfangs Schwierigkeiten, aber als er sah, daß ich den Leuten von Nutzen war und daß es mir Vergnügen machte, dabei zu sein, so legte er mir kein Hinderniß in den Weg. Wäre ich wirklich Offizier der Fregatte gewesen, so hätte mich die Dienstreihe nicht so oft treffen können, als ich jetzt dergleichen Unternehmungen mitmachte.«

»Wir hatten hitzige Kämpfe, besonders als die Gazelle das letzte Mal zur Capküste kam. Wir holten aus dem Bonnystrom eine spanische Felukke heraus mit ihrer aus Negersclaven bestehenden Ladung, wobei wir eine tüchtige Rauferei bestehen mußten, so daß verschiedene von der Mannschaft um's Leben kamen. Noch mehrere derselben starben an der Ruhr und dem Sumpffieber, die sie sich aus dem verpesteten Lande holten. Dieses eroberte Schiff eignete sich vortrefflich zum Dienste auf den seichten Strömen. Es wurde bemannt, ein wackerer Schiffslieutenant zum Commandeur erhoben und ich bat um die Erlaubniß, mitfahren zu dürfen, als Lootse, weil ich mir Unterhaltung und Abentheuer versprach und — ich bin nun am Ende meiner Lebensgeschichte angelangt.«

»Sehr wohl, Sir,« entgegnete Sprawl vergnügt; »also Eurer Lust zu Abentheuern verdanken wir Eure Gegenwart? Nun, daran wird's nicht fehlen, will nur wünschen, daß Ihr immer mit heiler Haut davon kommt.«

»Wollens hoffen, werther Sir,« rief Benjie lustig, »wünsche Euch ein Gleiches.

»Um Verlaub, Massa Benjie,« fiel hier Quacko eifrig ein, Ihr von mich, Sergent Quacko, keinen Wort gesagt.«

»Richtig, hätt's bald vergessen. Hier seht, Master Sprawl, meinen Diener, Sergeant Quacko, vom dritten westindischen Regiment Sr. Majestät.«

»Du bist desertirt, Hallunke!« rief Sprawl.

»Ohe! nix desertirt, Massa,« entgegnete der Neger eifrig, indem er eine platte zinnerne Dose aus der Tasche zog und sie dem Lieutenant reichte.

»Was ist das?« fragte Sprawl neugierig.

»Es steckt sein Abschied drinnen, Sir, öffnet nur die Büchse gefälligst;« sprach Benjie.

Der Seemann zog ein beschmutztes, schimmliches Papier heraus und las erstaunt mit lauter Stimme Folgendes:

»Hierdurch wird attestirt, daß der bisherige Korporal Quacko bei dem dritten westindischen Regiment Sr. Majestät seinen Abschied und freie Ueberfahrt nach der afrikanischen Küste erhielt, wohin er zurückzukehren wünscht und zwar mit dem ersten von Sr. Majestät

Schiffen, das nach jener Station abgeht; und ist ihm dies Freipatent in Folge der tapfern und treuen Dienste geworden, die er bei Gelegenheit der unlängst stattgehabten Meuterei leistete, durch welche Major D* das Leben einbüßte. Unterzeichnet u. s. w.«

»Weßhalb verläßt Du denn Dein Vaterland wieder, Quacko?« fragte Sprawl.

»Das mich hab' gut Grund, Massa. Wilde Neger mich massacriren, wenn mich ertappen;« entgegnete der Schwarze pfiffig grinsend.

»Weßhalb wollen sie Dich denn umbringen, deine Landsleute?« rief der Lieutenant lachend.

Dumm Volk, schwarze Männer, Massa, weil mich halten für Spion von Englischmann. Das vor mich nit gut. Mein Weib haben Fetisch geopfert, Massa! Hu, zuerst haben dem armen Frau Beine und Arme abgeschnitten, dann braten und — mumm, mumm — fressen bei Stumpf und Stiel.«

»Zum Geier, Dein Weib haben sie gefressen?«

»Yes, Massa, als wild Niggers mich ansehen als Feind, da auch mein Weib so betrachten. O, Himmel, der Frau mich kosten fünfzig Dollar! — alles hin und ihm braten.«

»Das muß eine saubere Geschichte sein!« rief Sprawl schaudernd. »Erzähle uns, warum sie Dich feindlich behandelten, Quacko.«

Der Neger schilderte zuerst lang und breit in gebrochener englischer Sprache, wie man ihn auf ein Sela-

venschiff geführt und nach Jamaika gebracht hatte; wie er dort als Soldat dienen mußte, Korporal geworden war und endlich als Sergeant den Abschied bekommen hatte, weil durch seine Hilfe die Verschwörung und die Mörder des erschossenen Majors D* entdeckt worden waren. An der Küste seines Vaterlandes angelangt, hätte er einen Mäckler gemacht, sich ein Weib gekauft und ein kleines Vermögen erworben. Endlich sei er den Engländern in dem Gefecht mit spanischen Sclavenhändlern auf der Felukke in die Hände gefallen. Man hätte ihn festgenommen, während sein Weib schwimmend entkam.

Die Neger hätten ihn irriger Weise für den Verbündeten der Engländer gehalten und ihm den Tod geschworen, sein Weib auch wirklich, wie oben schon erwähnt, um's Leben gebracht. Doch wir wollen ihn jetzt selbst sprechen lassen:

»Als mich Englischmann gefangen hatte, sprang mein Frau über Bord und schwimmen an Land. Hu tschokaro, tschokaro johu! O wer kann glauben, jung Weib hab' so viel Hinterlist! — Ah! queykärre tol de rol jep tuhtelthu — mich Quacko verlassen und ihm gehen zu Eboeschurken. Aber wie es ihr gehen am Land? Uh! Quickquack! Dort stehen ein groß Spitzbub mit lang blank Messer in der Hand. O Himmel! Tucka, tucka — kükrih pikweh. Ach ihm arm Frau, ihm hab verlockt — ihm hab geschmeichelt in Gewalt, ihm wollen kochen, uh! und ihm braten, ihm essen! O! ihm essen

mein Weib — o! ihm kosten mich fünfzig Dollar — o, kickeribu — Rotom!«

So schloß Quacko jammernd seine Biographie. Sprawl und Benjie lachten über seinen Schnickschnack von Englisch und ächtem Mandingo, das er so ergötzlich untereinander mengte, als plötzlich ein Geschrei, als ob ein Mensch über Bord gefallen wäre, erschallte. Man rief: »Ueber Bord, ein Boot ausgesetzt!«

Sprawl sprang auf und eilte zum Haufen der Matrosen, die sich nach der Backbordseite des kleinen Schiffes tobend und schreiend drängten. In der Meinung, es sei ein Mann über Bord, kommandirte er mit aller Besorgniß:

»Ruhe Ihr Leute, hebt rasch das kleine Boot aus, schnell, jeder soll einen Dollar haben wenn Ihr ihn glücklich und wohlbehalten an Bord bringt!«

Da wendete sich ein alter Bootsmann um, und rief: »O Herr, es ist kein Mensch in Gefahr, nur der kleine Phantom wird, wenn wir ihn nicht aufhissen können, von einem Hai gefressen werden.«

»Schafskopf!« brummte der enttäuschte und erzürnte Lieutenant und wollte schon die Leute tüchtig auszanken, als ihn plötzlich Benjie, der indeß hinaus über Bord gesehen hatte, durch seinen Zuruf auf andere Gedanken brachte und die Neugierde seinen Zorn besiegte. Er gesellte sich also zu den Matrosen und sah auch über Bord.

Ein kleiner Affe, den das Schiffsvolk mit dem Namen Phantom belegt hatte, der Liebling aller Matrosen, denen seine Späße und Grimassen in müßigen Stunden zur Unterhaltung dienten, hing außen an der Backbordwand des Schiffes an einem Tau, das müßig in der See nachschleifte. Hier an derselben Stelle bemerkte man etwa 6 Fuß unter den Wellen einen dicken, langgestreckten Gegenstand, der vollkommen gleichmäßig mit dem Fahrzeug fortschwamm. Diesen Gegenstand von so geheimnißvollem, gefährlichem Aussehen hatte der Affe zu Gesicht bekommen. Es mochte ihm dabei etwa zu Muthe sein, wie Eichhörnchen oder kleinen Vögeln, wenn sie, vom Blick der Klapperschlange bezaubert, sinn- und hilflos vor Angst von ihrem erhöheten Standpunkt auf den Aesten des Baumes von einem Zweig zum andern ängstlich piepend und pfeifend herabtaumeln und sich so gleichsam selbst dem Tode im Rachen des Ungeheuers überliefern.

So stand es auch mit dem armen Affen Phantom. Dieser hatte auf der Einfassung des Verdecks den dunkeln Gegenstand erblickt und war an dem nachschleppenden Tau hinabgeklettert, um neugierig das ihm interessante Schauspiel zu betrachten. Sowie der arme Phantom sich der Wasserfläche mehr näherte, kam auch das Ungeheuer mehr nach oben. Ein plumper Kopf mit röthlich stechenden Augen zeigte sich und der Affe entdeckte nun mit Schrecken, daß er seine Neugierde

wohl schwer würde büßen müssen. Da fing das kleine Thier ein jämmerliches Gewinsel an, welches durch das Rauschen der Wellen auf dem Verdeck nur schwach vernehmlich war, aber doch endlich von den Matrosen, die die Stimme ihres Lieblings erkannten, gehört wurde. Jetzt rannte alles herbei, um Phantom zu retten. Allein das ging nicht so leicht.

Der Affe faßte inzwischen neuen Muth. Sein langer Rollschwanz legte sich fest um das Tau, und mit Vorder- und Hinterpfoten suchte er rückwärts kletternd aus der gefährlichen Nähe zu entkommen. Allein die geheimnißvolle Gewalt, welche das unter Wasser schwimmende Unthier durch seinen Starrblick ausübte, war so groß, daß ihm die Glieder den gewohnten raschen Dienst versagten.

Sprawl rief jetzt den Matrosen zu, das Tau sammt dem Affen an Bord zu ziehen. Allein vergebens; sobald die Matrosen anzogen, rutschte der arme Richard an dem schlüpfrigen Seil plötzlich hinab und das Wasser spülte jetzt über seine kleinen Glieder.

Einen Augenblick zappelte das unglückliche Thier und sah mit rührender, fast menschlicher Angst nach dem Verdeck, von dem so viele, theilnehmende Gesichter ihn anstarrten. Dann fuhr plötzlich ein dunkler, plumper Körper pfeilschnell herauf, daß die Wasser weißsprühend an seinen glatten Seiten abrutschten; ein ellenweiter Rachen voll gräßlicher spitzer Zähne öffnete sich gähnend

und krachend splitterten darin die feinen Gliederchen des Affen. Phantom schien ein zu kleiner Bissen für das Ungeheuer gewesen zu sein, denn als es auf einen Druck das arme Thierchen verschluckt hatte, schoß es nochmals nach dem Tau, biß darnach und riß und zerrte mit solcher Wuth, daß das starke Seil vollkommen auf einen Schlag entzwei borst. Dann fuhr der grimmige Fisch herauf, stülpte den schwalbenschweifartigen Schwanz in die Höhe, schlug auf die See, daß das Wasser haushoch empor spritzte und fuhr dann kopfüber wüthend und rauschend in die Tiefe.

Alles das sahen die Matrosen mit großer Angst und Wuth, ohne ihrem Liebling helfen zu können. Endlich als alles vorüber war, rief einer der muntern Bursche dem Proviantmeister zu: Ohe, Master Thummas (Thomas) streicht 'nen Mann von Eurer Liste, denn die Mücke ist um einen der besten und lustigsten Bursche leichter geworden.

»Armer Phantom!«

Zweites Kapitel.

Schiff ahoi! Besuch auf einem fremden Fahrzeug. Die Missionäre vom Cap. Der Haifisch bekommt seinen Lohn.

Am nächsten Tage erschien ein Schiff am Horizont und man erkannte sogleich die Fregatte Gazelle, auf welcher Sir Olivier Oakplank seine Flagge als Commodore aufgezogen hatte. Jetzt wars aus mit Lieutenant Sprawl's Commando; es hieß nun, beidrehen und der Fregatte folgen, Signale beobachten und bald hier, bald dorthin segeln. Dabei hatten es die Leute auf der Felukke hart, denn die schwere Arbeit wollte kein Ende nehmen und die Sonne brannte ihnen die Haut fast vom Leibe.

Eine Woche lang blieb das Wetter schön und der Wind leicht; am achten Tage dagegen zeigte der Steuermann unserm Benjie, der müssig auf dem Deck herumschlenderte, eine schwere Wolkenbank, die sich am Horizont erhob. Allmählig zog diese bis zum Zenith herauf, so daß es schien, als schiffte man unter einem ungeheueren schwarzen Gewölbe, in dessen dunkeln Schatten die Fregatte ungefähr eine Meile weit von der Felukke entfernt, schon unkennbar zu werden anfing. Benjie stand mit mehreren Leuten am Kapstan und blickte windwärts, um am düstern Himmel irgend ein Wett-

zeichen zu entdecken. Da erscholls wie fernherklingende feierliche Musik, die gleich den Tönen einer Aeolsharfe bald lauter, bald leiser erklang, bis endlich nichts mehr vernehmbar blieb, als das Rauschen des Meeres, durch welches die Felukke sich hinschob.

»Was meinen Sie, was das ist, Master Benjie?« fragte einer vom Schiffsvolk.

»Ich denk', wir werdens bald genug erfahren, wenn der Wind den Text spricht und die stürmenden Wellen den Takt dazu schlagen;« entgegnete dieser.

»Also meint Ihr, daß der T**l losgeht?« rief ein Anderer.

»Ja, ja, versetzte Benjamin, doch nehmt Euch in Acht, Mann, daß er Euch nicht mit seinen Hörnern aufgabelt, weil ihr so leichtfertig seinen Namen ausspricht. Ich mag dergleichen Geschwirr da oben gar nicht leiden.«

»Gebt acht, ob achtundvierzig Stunden vergehen, und wir haben einen Orkan —«

»Oder keinen« fiel Benjie ein.

»Was gibts da?« fragte Sprawl herzutretend.

»Musik, Kapitain!« entgegnete Brail.

In diesem Augenblick wallte auf der Windseite der Wolkenvorhang empor und ein kaltblauer, sternenheller Himmel zeigte sich, dessen grünlich schimmernder Schein verkündete, daß der Mond bald kommen würde.

Da zeigten sich deutlich die schwarzen Segel und hohen Maste eines großen Schiffes, das in der Ferne erblickt, wie ein Kinderspielzeug aussah.

Aus dem dunkeln Meere stieg jetzt der Mond herauf und schwamm, wie eine Kristallkugel am Horizonte, indem er lange, zitternde Lichtstreifen auf die dunkeln Wellen gleiten ließ.

Das fremde Schiff steuerte gerade auf die Felukke los; es war ein Dreimaster, der alle seine Segel beigesetzt hatte, um von dem schwachen Wind so viel Nutzen zu ziehen, als nur möglich. Die Seeleute auf der Felukke erhielten jetzt den Befehl, sich fertig zum Kampfe zu machen. Das war im Augenblick geschehen und jetzt wartete jeder still der Dinge, die da kommen sollten.

Und horch! eine leise sanfte, himmlische Melodie wallte wieder herüber, nur lauter, als zuvor, und zerfloß und hob sich wieder nach Maßgabe der Stärke oder der Schwäche des Windes. Auf der Felukke war es so stille geworden, daß man eine Nadel hätte fallen hören können. Mit der größten Aufmerksamkeit horchten Alle den Tönen. Der hundertste Psalm wurde gesungen, man konnte Männer- und Frauenstimmen unterscheiden. Bald verhallte der Gesang.

Beim Scheine des Mondes konnte man jetzt entdecken, daß der Fremde die Felukke gesehen haben mußte, denn an seinem Bord entstand plötzlich ein Getümmel,

und Geschrei; Segel wurden angesetzt und das Schiff zur eiligsten Flucht gewendet.

Sprawl ließ nun hinzusteuern und eine Kanone als Wink zum Beilegen abfeuern. Allein statt der Aufforderung Folge zu leisten, beantwortete man den Schuß, und eine Kugel fuhr brummend über das Verdeck der Felukke weg.

»Das ist ein schöner Dank für unsere gute Meinung,« sprach Sprawl ärgerlich. Wo in der Welt hat man jemals gehört, daß ein Schiff, auf welchem Priester, Frauen und andere fromme Leute so schön sangen, so hitzig zum Fechten bereit ist. Doch ich will sie einmal anrufen,« sagte er, indem er das Sprachrohr zur Hand nahm.

»Hilloh, was für 'n Schiff ist das?«

Nach schottischer Weise ward die Antwort durch die Frage gegeben. Man hörte durch die Nacht die Worte: »Was für eine Felukke ist das?«

»Geleitschiff von Sr. Brittischen Majestät Fregatte Gazelle. Beigelegt, damit ich ein Boot an Euren Bord schicken kann;« entgegnete Sprawl.

Das half aber nichts, der Fremde segelte weiter und fing an sich aus dem Staube zu machen.

»Trotz ihres Psalmsingens ist's nicht richtig,« rief Sprawl ärgerlich. Waddings, schließen Sie das Pulvermagazin auf; ich will sie noch einmal anrufen und wenn sie dann nicht still halten, so werde ich ihnen scharf zu Leibe gehen.

»Hilloh, wenn ihr nicht beilegt, so werde ich Feuer geben lassen.«

Es entstand eine Pause und schon wollte Sprawl seine Drohung ausführen, als der Fremde fragte:

»Was ist das für 'n Segel dort unten leewärts?«

Die Antwort lautete: »Die Fregatte Gazelle!«

Der Fremde sah nun ein, daß er nicht entrinnen könnte, legte also bei und Sprawl, Benjie Brail und noch vier Seeleute fuhren zu ihm am Bord.

Als sie auf das Verdeck kamen, fanden sie daselbst große Geschäftigkeit. Drei Karronaden waren losgeschlungen und um dieselben herum stand die schwache Bemannung von etwa dreißig Köpfen. Alles wieß eine sehr große Verwirrung und Unordnung. Zu beiden Seiten des Gangweges standen zwei derbe Bursche mit gezogenen Kurzdegen.

»Warum legten Sie nicht sogleich bei, Sir?« fragte Sprawl zornig.

»Weil ich Argwohn gegen Sie hegte, Sir;« antwortete der Schiffer. Ich sehe jetzt ein, daß ich mich irrte und hoffe, Sie werden es mir nicht übel deuten.«

»Was für ein Schiff?« fragte der Lieutenant weiter, indem er neugierig das Verdeck und die Personen, welche sich auf demselben zeigten, betrachtete.

»Der Hermes,« mit assekurirter Ladung *) nach dem

*) Von Assekuranz, Versicherung des Vermögens bei einer Bank.

Vorgebirg der guten Hoffnung bestimmt. Beliebt es Ihnen, meine Papiere durchzusehen, Sir?« entgegnete der Kauffahrer-Kapitain.

Sprawl und Benjie Brail folgte ihm in die Kajüte und hinterdrein schritten, wie eine Art Leibgarde, mit gezogenem Degen die beiden Männer vom Gangwege. Benjie betrachtete sie. Der Aeltere von ihnen mochte dreißig Jahre zählen; er war ein stämmiger, sonnenverbrannter Mann mit einem entschlossenen, aber keineswegs unangenehmen Gesichtsausdruck. Der jüngere wieß sich minder groß und kräftig und war bleichen Antlitzes. Beide trugen weiße Weithosen und ein buntes Hemd; darin bestand ihre ganze Bekleidung. Daß sie keine Matrosen waren, erkannte man auf den ersten Blick. Doch wer sie eigentlich sein mochten, konnte man nicht ausmitteln. Der Kapitain war ein schöner, etwa fünfzigjähriger Mann mit fast kahlem Kopfe, während das wenige ihm noch übrig gebliebene Haupthaar sich kraus gelockt und kohlenschwarz, wie sein Backenbart, zeigte. Er ging, wie jene Beiden gekleidet, nur daß er außerdem eine blaue Jacke trug. Seine Züge waren überraschend schön, seine Augen funkelnd, seine Stirne wieß sich breit und hoch.

Die Kajüte war behaglich eingerichtet, ohne Prunk zu zeigen. Umher lagen Umschlagetücher und Hauben, woraus man schließen mußte, daß sich Frauenzimmer an Bord befänden.

Sprawl hatte bisher nicht auf diese Dinge geachtet, sondern die Papiere durchgesehen und visirt. Dann ergriff er die dabeiliegende Passagierliste und las die Namen der Personen, welche sich auf dem Schiffe befanden.

»Beliebt Ihnen ein Glas Wasser mit Wein?« fragte der Kapitain, und ließ Wein und Zwieback auftragen. »Unsere Passagiere sind Missionäre für die Binnenlandsansiedlungen auf dem Cap; mährische Brüder*) glaube ich, nennt man ihre Sekte. Obwohl ich um ihre Glaubensmeinungen mich nicht kümmere, muß ich doch sagen, daß ich niemals liebenswürdigere Leute an Bord hatte, wenn ich auch schon seit dreißig Jahren Passagiere auf Kauffarteischiffen mitnehme.«

Dem Wunsche des Kapitains gemäß gab ihm Sprawl die genaue Breite an. Als er sich sodann zurück auf die Felukke begeben wollte, sprach der Fremde:

»Es ist jetzt völlig windstill; vielleicht erlauben Sie, daß ich Sie meinen Passagieren vorstelle. Sie befinden sich, wie ich glaube, beim Thee im Rundhause auf dem Verdeck.«

Sprawl ging mit ihm hinauf. Die Felukke lag jetzt so nahe, daß er seinen Leuten zurufen konnte: sie sollten seitlängs bleiben, er würde bald an Bord kommen.«

Das durch zwei von der Decke herabhängende

*) Eine protestantische Religionssekte.

Lampen erleuchtete Rundhaus mochte sechszehn Fuß Länge, vorn vierzehn und hinten zehn Fuß Breite messen. Zu beiden Seiten standen Sophas. Das blanke messingene Kamingitter war jetzt mit künstlichen Blumensträußchen geschmückt; in der Mitte stand ein langer Tisch mit Theezeug und aus silberner Theekanne wallte der gewürzreiche Duft empor.

Ein ehrwürdiger Greis in einem weiten, grauen frießenen Nachtgewande, eine große Sammetmütze auf dem Kopfe unter der ihm lange weiße Locken auf die Schultern hervorringelten, saß der Thüre gegenüber auf einem Polstersitze. Dem Anscheine nach hatte er in einer großen Bibel gelesen, die jetzt geschlossen vor ihm lag, während er sich auf dieselbe mit dem Ellenbogen stützte und seine Brille neben sich hatte. Noch nie sah Benjie ein freundlicheres Auge und seine Gesichtszüge deren gesunde Färbung ein kräftiges Alter kund gaben wurden zum sanftesten Wohlwollen durch das Lächeln aufgehellt, mit welchem der Greis einen halbnackten engelähnlichen Knaben von etwa dritthalb Jahren betrachtete, der vor ihm auf dem Tische saß und mit seinem Silberhaare spielte.

Das Kind war ein wunderlieblicher Blondkopf und nur mit einem Cambrikhemdchen bekleidet, das unter der Brust mittelst eines violetten Seidentüchleins zusammengehalten ward. Seine feinen Aermchen und Beinchen waren nackt, sein Kopf war ungemein schön

geformt und zwischen seinen Lippen blickte eine Doppelreihe Perlen hervor.

Benjie und Sprawl grüßten gerührt den ehrwürdigen Greis und sahen dann nach den übrigen Gliedern der Gesellschaft, die sich im Rundhause befand. Zur Seite saßen zwei junge Frauenzimmer; die ältere davon mochte fünfundzwanzig, die jüngere dagegen kaum siebenzehn Jahre zählen. Beide waren sehr einfach gekleidet in leinene Gewänder. Geschmeide trugen sie nicht an sich.

»Ist dieß Ihr Knabe, Madame?« fragte Sprawl die Aeltere. Sie bejahete. »Nun, Gott segne das Kind; ich hab' nie einen so wohlgebildeten kleinen Burschen gesehen,« rief der Lieutenant.

Mit patriarchalischer Herzlichkeit begann der Greis nun ein Gespräch. »Die Aeltere dort, sprach er, ist meine Tochter, jene jüngere meine Nichte und Schwiegertochter und hier sehen Sie meinen Sohn und meinen Neffen und Eidam.«

Letztere beiden waren jene zwei jungen Männer mit den Degen. So kriegerisch sie vorher mit diesen ausgesehen hatten, so friedliebend und freundlich schienen sie jetzt zu sein.

Sprawl und der Kapitain unterhielten sich über den Punkt der See, auf dem man sich befand und Letzterer erkannte zu seinem Befremden, daß er sich in seiner Rechnung geirrt und viel zu weit östlich gekommen

wäre. Benjie, der bemerkte, daß jene Beiden mit ihren nautischen Erörterungen sobald nicht zu Stande kommen würden, nahm die Einladung des Greises an, eine Tasse Thee mit der Familie zu trinken. Das Gespräch dabei war für ihn höchst interessant.

»Sie sehen,« sagte der Alte, daß, wenn es dem Allmächtigen gefallen hat, uns zu Vertriebenen aus unserer Väter Wohnungen zu machen, wir dennoch, gleich den Patriarchen der Vorzeit nicht vereinsamt von dannen zogen.«

»Willst du mit uns?« sagte der kleine schöne Knabe, der allmählig auf dem Tische zu Benjie herangerutscht war und nun die Beinchen in seinen Schooß sinken ließ.

»Nein, mein Junge,« erwiederte Benjie gerührt, ich kann nicht, aber der Himmel segne dich, mein schönes Kind.«

Thränen schossen ihm in die Augen; er dachte an seine Kinderzeit und es erfaßte ihn eine Rührung, die ihn beinahe unfähig machte, zu sprechen.

Das Kind sah es und rief unschuldig: »Du weinst? Bist du unartig Kind gewesen heute, oder weinst du, weil du nicht mitkannst? Mußt nicht weinen!«

Benjie faßte sich und bedeckte das blühende Gesicht des Knaben mit Küssen. Indeß fuhr der Greis fort:

»Von unserm Kapitain hörten Sie bereits, daß wir als Missionäre nach dem Kap gehen. Mein Schwiegersohn und meine Tochter haben die Reise bereits

zweimal gemacht und kennen aus persönlicher Erfahrung den ganzen Umfang des Opfers, das sie bei Vollführung des guten Werkes bringen. Mein Sohn und meine Nichte, die erst kürzlich einander eheligten, waren noch nicht in den Niederlassungen. Doch ist ihnen zur Genüge bekannt, was sie dort vielleicht werden erdulden müssen. Ich meines Theils, ich kehre jetzt zu meinem Zelt in der Wüste, zu gänzlicher Verbannung von allen Freuden und Annehmlichkeiten des gesitteten Lebens, und mit geringer Aussicht zurück, das Land meiner Väter jemals wieder zu sehen. Wohl aber werde ich mein Grab unter der nämlichen Palme finden, unter welcher mein Weib von ihren Mühen ausruhet, nachdem sie sechszehn Jahre lang während meiner Mission unter den Heiden, meine Gattin und nach Gott mein bester Trost auf Erden war. Der Himmel weiß, wie gefüllt mein Leidenskelch gewesen ist, als sie in die Gruft sank, denn sechs Monate lang war in den Niederlassungen alles still gewesen, mehr als fünfzig Familien hatten sich in unserm Bezirk angesiedelt, so daß wir, da die Landessprache uns geläufig geworden war, die Hoffnung hegten, rasche Fortschritte in der Belehrung und Bildung der uns umgebenden Heiden zu machen — da ward ich eines Nachmittags durch lautes Geschrei aufgeschreckt. Eben die Wilden, von denen wir glaubten, daß sie sich für immer an uns geschlossen hätten, weil sie seit so langer Zeit unter uns wohnten, waren im Begriff, unsere

Vorrathskammern zu plündern und unser Korn wegzuschleppen. Mein Neffe und drei andere junge Missionäre thaten ihr Mögliches, sie daran zu verhindern. Ich kam ihnen zur Hilfe. Wir sahen uns genöthigt, unsere Schießgewehre zu gebrauchen, so daß, nachdem wir einige der Ruhestörer verwundet hatten, es uns gelang, die Angreifer aus unserm Bezirke zu vertreiben. Bei jener Gelegenheit aber erhielt meine Frau, die längere Zeit krank gewesen war, eine so heftige Nervenerschütterung, daß sie noch in der nämlichen Woche starb.«

»Und nach allen diesen Leiden kehren Sie dennoch wieder dorthin zurück?« sagte Benjie. »Welch' ein Opfer! Kaum kann ich mir für dasselbe einen erforderlichen Fall denken.«

Der Greis unterbrach ihn.

»Junger Mann, sprach er, ungeachtet all' des Wehes, das ich erlitt, gehe ich doch mit Freuden meinen Weg. Vielleicht nennen mich manche einen Thoren, vielleicht halten mich Andere für überspannt — genug, sie mögen denken, was sie wollen, dennoch traf ich meine Wahl; und obschon ich nur wie eine Stimme in der Wüste bin, obschon unser bisheriges Streben zum Heile der unnachteten Geschöpfe, unter die unser Loos uns geworfen hat, nur wie Tropfen Wassers auf dürren Sand gesprengt, sind, opfere ich doch im vollsten Bewußtsein von dem Werthe dessen, was ich aufgebe, alle

gewöhnlichen Zwecke menschlichen Ehrgeizes auf, gehorche dem mir ins Herz gesenkten Rufe Gottes und ziehe mit den Meinigen fort. Ja, wir gehen nun, komme, was da wolle, Freudenkunde denen zu predigen, die in Finsterniß wandeln. Ich bin fest überzeugt, daß wir hienieden unsern Lohn vermissen, daß wir ihn aber droben finden werden und daß er uns durch Gottes Gnade zu Theil werden wird, davon bin ich zuverlässig überzeugt.«

Benjie war ein leichtsinniger junger Bursche, aber von Herzen gutmüthig und im eigentlichen Sinne des Wortes ein vollkommen religiöser Mensch. Er begriff also sehr gut das Opfer, welches die Missionäre brachten, die Hingebung, mit welcher sie all' den zahllosen Gefahren ihres schweren Amtes entgegengingen, und er bedachte bei sich selbst: Welchen stärkeren Beweis von der Lauterkeit ihrer Absichten können diese Leute geben, als den, daß sie mit Seel' und Leib, mit Hab und Gut sich furchtlos dem Dienste des Höchsten weihen? Und was die Beschuldigung belangt, daß sie Enthusiasten, (überspannte Menschen, die durch Schwärmerei in nähere Verbindung mit Gott kommen zu können glauben), sind so kann kein Mensch sich andauernd dem täglichen Gesellschaftsleben, selbst allen erlaubten Genüssen und unschuldigen Vergnügungen entziehen, ohne in irgend einer Hinsicht ein Enthusiast, oder ein Mensch zu sein, der um eine Idee zu erreichen, alles, was ihn

daran hindern könnte, von sich abstreift und zur Seite wirft.

Darin besteht aber auch allein der wahre Werth des menschlichen Daseins und so muß Jeder handeln, so sich ganz dem hingeben, was er werden will, wenn er einstens mit Erfolg dem erwählten Berufe vorstehen soll. Deßhalb ergeht auch an unsere lieben Leser hier der ernste Ruf:

»Wählet mit Bedacht, was Ihr einst in der Welt werden wollt. Prüfet Euch, ob Ihr das Geschäft oder die bürgerliche Stellung, die Ihr erlernen, oder auf die Ihr Euch vorbereiten wollt, recht innig lieben könnet und ob sie ganz Eurer Neigung entspricht. Zieht bei Zeiten Aeltern und Lehrer, die Euch mit all' Euren geistigen Anlagen und Fähigkeiten kennen gelernt haben, zu Rathe. Sagt ihnen von Euren Wünschen und bittet sie, Euch beizustehen in der Wahl Eures künftigen Berufes. Benützet die Schule, wie ihr nur könnt, um recht viel zu lernen und denkt ja nicht: Das brauche ich nicht; oder »das muß ich ja nicht wissen, oder auch: Wozu sollte ich das nöthig haben?« Denn Ihr brauchet alles; nichts ist zu viel, was Ihr lernet. Ja, Ihr lieben, theuren Leser, Ihr mögt lernen, so viel Ihr wollt, so lernt Ihr immer noch zu wenig. Das werdet Ihr nicht eher einsehen, als bis einst jene Zeit für Euch herannaht, wo Ihr nichts mehr lernen könnt. Man lernt zwar später auch noch, und darf eigentlich

gar nie aufhören zu lernen, aber da geht es dann schwer und Euer Lernen, das Lernen im Jugendalter ist ein Kinderspiel, das Lernen im Mannesalter ist aber eine saure, beschwerliche Arbeit.

Habt Ihr endlich Euch mit Hilfe Eurer Aeltern und Lehrer für einen Beruf entschieden, dann werfet alles, was Euch am rechten und tüchtigen Lernen hindern könnte, als eine drückende Last bei Seite. In Gottes Namen fanget mit Kraft und Feuer an; haltet alles fern von Euch, was Euch von Eurem Berufe abwenden könnte. Den Blick nach Eurem Ziele gerichtet, versäumet nichts, keine Stunde, keinen Augenblick. Selbst Eure Erholungsstunden lasset zu einer Wiederholungszeit werden, die Euch Nutzen bringt. Wählt Euch einen braven, klugen und frommen Freund Eures Standes, denn nur der, welcher ganz gleichen Beruf und gleiche Lebenszwecke mit Euch verfolgt, soll und kann auch geistig innig mit Euch verbunden sein. Mit diesem Eurem gleichgesinnten Freunde sprecht über Euren Beruf, über das, was Ihr gelernt habt, wie Ihr es verstanden, wie Ihr einst Nutzen davon ziehen wollt. Diese Eure Gespräche und Erholungsstunden müßt Ihr draußen in Gottes freier Natur zubringen, nicht in der dumpfigen Nähe der Stadt, sondern auf meilenweiten Spaziergängen durch Wald und Feld, oder in die schöneren Berge. Dabei meidet die Schenke als einen Ort, wo der Leib übersättigt wird und der Geist vor Hunger in einen

ohnmächtigen Schlaf verfällt. Seid mäßig, nüchtern, stärkt Euren Körper durch Anstrengung in der freien Luft, den Geist durch Lernen und Studiren und bittet jeden Tag Gott, daß er Euch helfe und Eure Anstrengungen segne und gedeihen lasse. Habt Ihn beständig vor Augen und im Herzen und haltet Eure Seele rein. Euren Leib, das Gefäß eines göttlichen, unsterblichen Funkens, betrachtet als einen Tempel Gottes, der nicht einmal durch eine gemeine, oder rohe, geschweige denn gar durch eine sündliche oder unsittliche Handlung entweiht werden darf.

So arbeitet, jagt nach Eurem Ziele, ernst, unverdrossen, anhaltend, unermüdet, ausdauernd. Ihr bedürfet viel, wenn Ihr einstens tüchtige Weltbürger werden wollt, und nur ein tüchtiger Weltbürger ist ein glücklicher, zufriedener Mensch. Ihr werdet Euch wundern, was einst von Euch gefordert wird. Selbst der Tüchtigste fühlt oft, daß er noch mehr brauchen könnte, als er weiß und als er gelernt hat. Darum denket, daß Ihr nie genug lernen könnet und sucht wenigstens Euren Vorrath so groß zu machen, als nur immerhin möglich.

Einstens werdet Ihr davon erndten, von der Saat, die Ihr gestreut habt. Bleibt dann Eurem Berufe treu bis ins Grab und nützet, so viel Ihr könnet. Betrachtet alles als ein geliehenes Gut, das Ihr nicht selbst erworben habt, sondern das Euch Andere gaben. Ihr

seid Schuldner, aller Eurer Mitmenschen. Gebt ihnen, was Ihr besitzt, Hilfe, Belehrung, Rath und sucht so die Schuld zu tilgen, welche Ihr Euch aufgeladen habt.

Wir kehren jetzt zu unserer Erzählung zurück. Benjamin saß, und überdachte ernst die Worte des Greises. Dann wendete er sich an die Dame zu seiner Rechten und sprach:

»Sie waren noch niemals auf dem Cap, Madame, und haben also wohl kaum einen Begriff von den Entbehrungen, die Ihrer dort warten?«

»Doch, doch mein Herr,« antwortete sie, indem Benjie sah, wie ihr Gatte ihr zulächelte, »jene Entbehrungen können nicht größer sein, als ich sie mir längst vorstellte, und gleich meiner Base hoffe ich Kraft genug zu besitzen, alles, was mich treffen mag, so zu ertragen, wie es einer Christin geziemt.«

Der Greis bemächtigte sich jetzt wieder des Wortes und sprach: »Wir gehen nicht blos in der Absicht nach dem Kap, um die wilden Heiden zu Christen zu bilden, sondern auch, um ihnen den Ackerbau zu lehren. Deßhalb ist das Schiff mit einer großen Anzahl von Ackergeräthschaften beladen. Wir hoffen, indem wir uns bemühen, ihren geistigen Zustand aufzuhellen, auch ihre zeitliche Wohlfahrt zu verbessern. Das Land ist reich und fruchtbar. Es darf nur angebaut werden, und der üppige Boden liefert hundertfältige Erndten. Auf diese

Weise werden die armen Kaffern und Hottentotten nach und nach geistig und leiblich glücklich werden und Gott wird unsere Anstrengungen segnen und ihren Mangel in himmlischen und irdischen Reichthum verwandeln.«

So endete das Gespräch Benjamin Brails und des Lieutenant Sprawl mit den guten Menschen auf dem Hermes. Beide mußten sich nun wegbegeben. Der Kapitain des Hermes bat Sprawl vorher, in der Nähe des Schiffes bleiben zu dürfen, um dem Anhalten von Schmugglerfahrzeugen und den Angriffen der Piraten nicht ausgesetzt zu sein. Dann bestiegen Sprawl und Benjie das Boot und kehrten zurück auf die Mücke. Es war fast Mitternacht, Sprawl stellte die zweite Wache auf und begab sich auf das Verdeck, um nachzusehen. Es war alles in Ordnung. Noch einen Blick warf er nach dem Hermes; er lag unserne und das kleine Licht der Lampe, die er ausgesteckt hatte, um dadurch der Mücke seine Lage anzuzeigen, schwankte auf der dunkeln stillen Wassermasse. Gegen Süden irrte gleich einer Feuerfliege, ein noch kleineres, aber wie ein Stern funkelndes Licht; es war die Lampe auf der Fregatte Gazelle. Sprawl betrachtete beide Lichter. Es war ein wohlthuendes Gefühl für ihn, Menschen, Freunde, Landsleute in der Nähe zu wissen. Er schloß sie in sein Gebet und begab sich sodann zur Ruhe.

Am nächsten Morgen erwachte er und kam neu-

gestärkt aufs Verdeck, wo er eine unruhige Bewegung unter dem Schiffsvolke wahrnahm. Auf seine Frage »was es gäbe?« antwortete einer der Matrosen: »Ein Haifisch dicht unterm Stern!« mit so gedämpfter Stimme, als fürchtete er, der Fisch möchte ihn hören. Sprawl legte sich über das Geländer und sah etwa drei Fuß unter der durchsichtigen krystallenen Fluth das Unthier, das ihn mit Ruhe anstarrte, ja, statt Furcht zu zeigen, vielmehr Lust blicken ließ, ihn noch näher in Augenschein zu nehmen, denn es stieg noch höher, so daß seine starre sichelförmige Rückenflosse einen Fuß hoch über Wasser kam.

»Steckt einen Köder auf einen starken Angelhacken,« rief Sprawl, »und laßt ihn behutsam hinab.«

Jetzt entstand ein leises, aber reges Treiben. Der Speisemeister gab ein Stück ranzigen Speck, etwa fünf bis sechs Pfund schwer und dieses wurde geschickt um den Angelhacken befestigt. Letzterer hing an einer gutgeschmiedeten, fünf Fuß langen Kette und diese wurde wieder an einem Tau festgebunden. So ließ man das Fangwerkzeug vorsichtig hinab in die Fluth gleiten.

Der Fisch mochte zwölf Fuß lang sein und lag so nahe, daß man ihm im Ueberlehnen über den Rand des Fahrzeugs, wenn dieses auf den Wogenschwall niederglitt, den Kopf mit einer Handspeiche hätte zerschlagen können. Es lag etwas Aufregendes darin, sich einer

Kreatur so nahe zu wissen, die sich gewiß ein besonderes Vergnügen daraus gemacht haben würde, jeden von den sie anstarrenden Männern durch einen einzigen Biß in zwei Hälften zu zertheilen. Der Hai sah die Seeleute an, wollte jedoch an dem Stück ranzigen Fett nicht anbeißen. Weevil, der Proviantmeister, schlang das Tau einigemal um seinen Arm, legte sich etwas über Bord und hielt dem Hai, demselben, der gestern den armen Phantom gefressen hatte, das ranzige Stück Fett gerade vor die stumpfe Nase. Das Fleischstück mochte endlich doch dem Hai besser, als gar nichts dünken, denn er schnappte es weg und schwamm von dannen, riß aber zu gleicher Zeit den Proviantmeister mit fort, so daß dieser, der beim Aufziehen der Angelleine dieselbe einigemal um seinen linken Arm geschlungen hatte, und jetzt beim Zerren des Thieres in der Schlinge war, über Bord gemußt haben würde, wenn ihn nicht zwei Matrosen, Lennox und Drainings, bei den Beinen gefaßt hätten. Das war ein gefährlicher Spaß! Kaum zwei Ellen weit von dem Proviantmeister, der hilflos über den Stern hinabhing, wühlte und zerrte der entsetzliche Fisch. So wie das Fahrzeug sich auf dem Wogenschwall senkte, fuhr der Kopf des armen Weevil ins Wasser, wobei der Bedrohete sprudelnd und ringend bemüht war, sich den Arm frei zu machen. Das Schiffsvolk lachte laut, während der Ueberhangende kläglich schrie, daß man ihm helfen und ihn hereinholen möchte. Mittlerweile

hatte das Zerren den Fisch ein wenig abgemattet, so daß man ihn dicht unter Stern holen konnte. Benjie trat jetzt mit seiner Doppelflinte heran und brachte ihm einen Schuß zwischen den Augen bei.

»Aha!« sagte Drainings, »das wird ihm den Garaus machen, wenn nicht der leibhaftige Schwarze in ihm steckt. Jetzt laß uns den Proviantmeister einhissen, Lennox, Jo,=ho=hoi!«

Drainings hatte das eine, Lennox das andere Bein Weevils gefaßt, was einen höchst komischen Anblick gewährte. Den Verlust seines Gehirns ertrug der Hai mit vieler Gelassenheit; sobald er aber wiederholtes Zerren an dem ihm noch immer im Schlunde steckenden Köder bemerkte, schoß er plötzlich wieder von dannen, als wäre er nur betäubt gewesen. Der Stoß gab sich so heftig, daß Weevils rechtes Bein aus Lennox Händen gerissen ward und hätten Drainings eherne Fäuste den Proviantmeister nicht festgehalten, so würde dieser vermittelst der ihn noch immer umschlingenden Angelleine, über Bord gegangen und eine Beute des Unthiers geworden sein.

Weevil schrie erbärmlich: »Um Gotteswillen, Drainings laß mich nicht los.« Der Matrose schien ihm sein letzter Rothanker zu sein. In diesem Augenblick senkte der Fisch sich plötzlich, durch den Ruck verlor auch Drainings das Gleichgewicht und wäre dem Proviantmeister, dessen Beine er unerschütterlich festhielt, über

Bord gefolgt, wenn er nicht von Lennox, und dieser wieder von Brail festgehalten worden wäre. So hingen der Haifisch, Weevil, Drainings, Lennox, Brail, aneinander, wie ein Strang Nürnberger Knackwürste, von denen die drei ersten fest verschlungen dicht unter dem Stern im Wasser zappelten.

»Mr. Peak,« rief Sprawl, »einen tüchtigen Bootshacken!«

Der Lieutenant bohrte die scharfe Spitze des Hackens mehr, als einmal, in die Jacke des Proviantmeisters. Doch als er ihn endlich faßte, wollte das Angehackte nicht halten, denn es war nur der Rockschooß, der augenblicklich zerriß, so daß aus der Tasche Weevils Tuch und Dose, nebst einem schweren unförmlichen Beutel ins Meer fielen und versanken.

Endlich wurde der Proviantmeister und mit ihm der wie ein Saugfisch an ihm hängende Drainings an Bord geholt. »Es würde Schade sein, eine so auserlesene Gesellschaft zu trennen,« sprach Benjie. Man fertigte also schnell eine Schlinge, warf sie dem Hai über den Kopf, so daß sie hinter dessen Ohrlappen faßte, und zog ihn ebenfalls aufs Verdeck, welches er mit seinem Schweife so gewaltig peitschte, daß man fürchten mußte, er würde es zertümmern. Man schlug nun so lange auf seinen Kopf los, bis dieser zu Brei ward. Allein alles dieses schien den Fisch nicht anzugreifen. Endlich lähmte ihm Schnitz, der Zimmermann, durch

einen Hieb mit der Axt das Rückgrat. Dennoch zuckte der Fisch noch eine Stunde nachher, als man ihm die Eingeweide ausgenommen hatte. Man war nicht in Irrthum gewesen, denn im Magen des Fisches fanden sich die Ueberreste des armen kleinen Affen Phantom der nun von den Matrosen, in einen Lappen gewickelt, einen Stein dazu gebunden, in's Meer versenkt ward.

Ihm folgte das, was vom Hai, dem man die Zähne ausgebrochen und die Haut abgezogen hatte, nicht gebraucht werden konnte.

Jetzt erschien der Proviantmeister, der sich umgekleidet und ein Gläschen Grog zu sich genommen hatte.

»Nun, Weevil,« sprach Benjie lustig, »wie befindet Ihr Euch nach Eurem Abentheuer mit dem Hai?«

»Ich will mein Lebtage daran denken!« erwiederte der Proviantmeister schaudernd.

Drittes Kapitel.

Der „Hermes“ geht unter. Ein anderer Phantom erscheint.

Der dritte Tag nach dem Besuch auf dem Hermes begann nach einer finstern und stürmischen Mitternacht. Vom Regen, der auf das Verdeck herunterprasselte, erwachte Benjie. Er hörte Sprawls Stimme, die über ihm zu Jemand redete. Aus dem Hin- und Herreden vernahm er, daß die Fregatte eine Meile weit Steuerbordwärts von der Felukke, der Kauffahrer aber dicht hinter derselben wäre; daß das Meer fürchterlich arbeitete und daß der Hermes entsetzlich rollte. Nicht lange währte es, so rief eine andere Stimme:

»Der Hermes hat eine Beschädigung erhalten — an seinem Bord ist gewaltiges Getümmel — sein Vortopmast ist gebrochen!«

Besorgniß für seine Freunde auf dem Kauffahrer ließ Benjie sogleich in die Kleider fahren und auf das Deck eilen. Der Donner brüllte fürchterlich. Zwar dämmerte der Tag herauf, aber der Himmel hing tief und das Meer sah pechschwarz aus. Der Wogenschwall wurde immer braußender. Auch die Fregatte rollte so schwer, daß sie ihre Raaen wechselsweise in's Wasser

zu tauchen schien. Die Mannschaft arbeitete dort, um Segel und Raaen und Royalmaste herunterzubringen. Dort hatte es also keine Gefahr. Aber dafür sah es auf dem Hermes um so schlimmer aus. Er mußte entweder durch das plötzliche Anschwellen des Meeres oder die unzureichende Anzahl seiner Mannschaft verhindert worden sein, die bei Unwetter nöthigen Vorsichtsmaßregeln zeitig genug zu treffen, denn noch standen sein Haupt- und sein Besanroyalmast und seine oberen Segel waren noch nicht eingerollt. An seinem Bord herrschte große Verwirrung, die durch den erlittenen Unfall noch gesteigert worden sein mochte, so daß, wenn ein plötzlicher Windstoß ihn faßte, bevor er Zeit gewann, Segel zu kürzen, ihm die größte Gefahr drohete.

Sobald es hell genug war, um Signale wahrnehmen zu können, telegraphirte der Commodore den Befehl, ein Boot zu dem beschädigten Hermes zu schicken. Allein das war unmöglich, die Wellen würden es augenblicklich zertrümmert oder gefüllt haben. Sprawl wollte das der Fregatte anzeigen, als südlich ein schwerer Regenschauer gleich einer grauen Säule, senkrecht aus den Wolken herabfiel. Diese hatten also keinen Orkan enthalten und das Meer ward ruhiger. Sprawl ließ das Boot aussetzen, die vier Matrosen, er und Benjie, der große Angst hegte, setzten sich hinein und stießen ab. Sie hatten jedoch kein halbdutzendmal die Ruder angesetzt, als Lennox und Weevils Stimmen von der

Mücke her warnten, sogleich umzukehren, indem der Orkan dennoch heraufsteige. Der Rath war gut; sie eilten an Bord zurück und waren kaum dort angelangt, so zeigte der Flaggentelegraph auf der Fregatte: »Kein Boot abschicken!«

Es klärte noch einmal wieder auf. Der Sturzregen hielt inne, allein die feinen, drohenden Wolken hingen jetzt ganz herabgesunken und begannen, in furchtbaren Wirbeln zu kochen und zu sprudeln, wie wenn der schwärzeste und dickste Dampf aus dem Schornstein eines Dampfbootes aufsteigt, nachdem so eben das Feuer geschürt ward. Das Tosen des herannahenden Windstoßes nahm mit dem Wallen des Meeres zu, welches jetzt zu berghohen Fluthen aufwogte. Obgleich da, wo die Mücke lag, völlige Windstille herrschte, ächzte das kleine arg geschaukelte Schiff doch wie ein böser Geist auf seinem Flammenlager.

Es war jetzt acht Uhr des Morgens, allein so dunkel geworden, daß die Fregatte mittelst Laternen Signale, wie bei Nacht gab. Die Mücke sollte südwärts beilegen und erwarten, was sich ereignen möchte. Ehe jedoch die Seeleute ein Tau zur Hand nehmen konnten, um den erhaltenen Befehl zu vollziehen, faßte der Windstoß die Mücke, und ungeachtet aller früheren Vorsicht lag sie fast augenblicklich und beinahe völlig auf der Seite, so daß viele fürchteten, sie möchte gänzlich umgestürzt sein. Doch gelang es, das kleine Schiff

südwestwärts zu wenden, sie erhob sich nun glücklich und brach sich durch die Wasserberge ihre Bahn frisch hindurch wie eine Seemöve. Die Fregatte hatte nun Sturmstagsegel beigelegt und kämpfte ritterlich mit den Wellen. Der arme Kauffahrer jedoch ließ an seinem Bord nur Verwirrung blicken. Seine Mannschaft war nicht im Stande gewesen, bei Zeiten Segel zu reffen, so daß Vorder- und Hauptsegel aus ihren Ringtauen gingen und nun in schmalen Streifen zerrissen flatterten, durch das stehengebliebene Vordersegel aber das Schiff überseit mit den Mast-Enden ins Meer gelegt wurde. Während man auf der Mücke diese beunruhigende Lage des Schiffes sah, ohne helfen zu können, denn man hatte genug zu thun, um sich selbst zu retten, war man auf dem Hermes beschäftigt, ihn wieder vor den Wind zu bringen. Allein eine See, die über ihn hinschwemmte, riß auf dem Deck alles mit sich fort. Sprawl stieß einen Schreckensruf aus und glaubte, das Schiff würde sich nimmer heben. Da aber der Sturm einen Augenblick aussetzte, brachte man das Schiff wieder vor den Wind und legte bei. Bald aber stürmte es von neuem. Die Fregatte steuerte in hohe See und war in gutem Stande; der Kauffahrer aber konnte jetzt nicht mehr segeln und ließ ein Nothsignal fliegen, daß man ihm ein Boot schicken möchte. Das war aber unmöglich, denn auf dem tosenden Schwalle des Meeres würde ein Boot sich nicht eine Minute lang haben halten können.

Alles, was geschehen konnte, war, daß die Felukke näher hinanzukommen suchen mußte. Der Wind war so heftig, daß Zuruf nicht vernommen werden konnte; da aber das Schiff überseit lehnte, sahen die auf der Felukke, daß beide Pumpen bemannt waren und klares Wasser ausströmte. Das war ein böses Zeichen von einem erhaltenen Leck. Benjie erkannte unter der Mannschaft die beiden jungen Missionäre, wie sie aus allen Kräften arbeiteten. Der Greis hielt sich am Besantakelwerk und stand nahe am Kapitain, der gleich ihm sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt. Als der Alte Benjie erkannte, zog er seinen Hut ab, den der Wind jedoch augenblicklich über Bord wehete, so daß das weiße Haar des Greises lang dahinflatterte.

Die Frauenzimmer mußten unter Deck sein, denn Benjie konnte nichts von ihnen wahrnehmen. Der Kapitain zog seine Flagge ein, als die Felukke zu ihm hinanfuhr. Da jetzt das Ausströmen des Wassers sich minderte, so hofften die auf der Felukke, es würde ihren Nachbarn gelingen, den Leck zu verstopfen. Sprawl legte so nahe hinan, als es sich gefahrlos thun ließ, und rief hinüber, daß er ihnen Beistand an Bord schicken wolle, sobald es irgend geschehen könne. Der Kapitain dankte durch das Sprachrohr.

Während des ganzen Vormittags blieb die Mücke dem Hermes nahe. Da erschien plötzlich der Kapitain auf dem Verdecke; ein Matros, der so eben aus der

Lucke im Vorderschiff hervorkam, lief zu ihm und sprach sehr lebhaft, so daß es schien, als rapportirte er etwas sehr Beunruhigendes. Die Pumpen, die bisher still gestanden hatten, wurden wieder bemannt und man arbeitete mit der größten Anstrengung. Nicht lange währte es, so ging der Kapitain auf das Hinterschiff, nahm eines der schwarz angestrichenen Bretter, mit denen bei schlechtem Wetter die Hühnerkasten verdeckt werden und schrieb etwas darauf, um es Sprawl mitzutheilen, weil das Brausen des Sturms und das Heulen des Meeres jetzt so entsetzlich waren, daß kein Zuruf gehört werden konnte. Augenscheinlich wollte er seine Leute nicht in Angst versetzen, denn heimlich ließ er ein Brett an der äußern Wand heruntergleiten. Mit Kreide war darauf geschrieben:

»Der Leck überwältigt uns.«

Auf Deck des Hermes waren jetzt auch die Frauenzimmer gekommen; sie umgaben den Greis, der halbkniend sich am Besahnmaste hielt. An seiner Brust barg sich die jüngere der Frauen; ihr Haar flatterte im Winde. Die ältere saß, mit einem Mantel bedeckt, auf der schmalen Geländerbank, an der sie, ersichtlich mit großer Anstrengung, sich mit der einen Hand festhielt. Ein Schaaf, wahrscheinlich ein gezähmter Liebling, stand, oder strauchelte vielmehr blökend neben ihr und suchte seinen Kopf unter ihren Mantel zu bringen. Da brach steuerbordwärts eine See über das Schiff herein, über-

spülte alle, und riß den Mantel der älteren Dame auf. »O Gott! das Kind!« rief Benjie, der jetzt seinen Liebling sah, wie er im Arme der Mutter lag und sich sträubte, als hätte er bisher geschlafen. Plötzlich rief Sprawl: »Steuer in Obacht! Alle Mann, haltet Euch an!« O! welch' ein furchtbarer Anblick bot sich jetzt dar. Eine ungeheuere grüne Welle kräuselte ihren furchtbaren Gipfel, wie ein wirbelndes Schaumrad, dicht hinter dem Spiegel der Felukke und rollte hinter ihr drein mit einem Gebrüll, wie wenn sie ein nach der Beute schnappendes Meerungethüm gewesen wäre. Sie kam über das Taffreel, überschweppte das Schiff von hinten nach Vorne, riß Böte, Hühnerkasten, Vorrathsstage hinweg und drückte das kleine Fahrzeug mehrere Fuß tief unter Wasser. Benjie glaubte, es wäre aus mit dem Schiff; allein das kleine, schwimmkräftige Ding schob sich wacker wieder aus der Fluth heraus und wackelte munter auf der Oberfläche derselben wie eine wilde Ente, die nach langem Untertauchen ihr Gefieder schüttelt.

Der Zustand des Kauffahrers, der ebenfalls beigelegt hatte, war unterdessen sehr schlimm geworden. Die Mannschaft hatte die Pumpen verlassen; einige lösten die Schwimmkasten, die Vorrathsbauhölzer und andere schwimmfähige Gegenstände ab, um sich daran festzuhalten, wenn das Schiff untergehen sollte; während die Mehrzahl der Leute wie unsinnig umherlief und mit

flehenden Gebehrden Hilfe begehrte, die ihnen doch kein Mensch leisten konnte. Viele von den Matrosen hatten sich viehisch betrunken, und diese grinseten und drohten nach der Felukke mit Fäusten. So würdigten sich diese Menschen, in ihren letzten Lebensaugenblicken, um nur von den Schrecken des Todes nichts zu ahnen, bis zum Thiere herab.

Die Seeleute auf der Felukke sahen mit unbeschreiblicher Angst nach den Unglücklichen hinüber. Plötzlich züngelte eine bläuliche Flamme aus der Lucke des Hermes herauf und Benjie rief voll Entsetzen: »Es brennt, Feuer ist in ihrem Branntweinraum.« Bald hierauf folgte ein dichter, weißer Dampf, aus dem dann plötzlich eine rothe Flamme hervorloderte. Eine Minute später brannte das Feuer auch zur Hauptlucke heraus und trieb die beiden Missionäre und den Kapitain, die bis zu diesem Augenblicke mit ruhiger Festigkeit und edler Standhaftigkeit an den Pumpen gearbeitet hatten, ebenfalls auf das Vorderschiff. Das ältere der beiden Frauenzimmer lag todt oder ohnmächtig auf dem Verdeck und hielt ihr Knäbchen umklammert, das sich schreiend loszuwinden strebte. Die Jüngere hing an dem Halse ihres Gatten, der nun mit dem Kapitain und seinen Schiffsgenossen auf dem Verdeck saß. In ihrer Mitte stand mit gen Himmel gehobenen Händen der alte Patriarch. Die vom Orkane gepeitschten Wellen brachen sich an dem Schiff und warfen ihr Spritzwasser über

dasselbe hin. Der ganze Hintertheil des Hermes stand jetzt in Flammen und das Fahrzeug trieb unter seinem Vordersegel zur Fregatte hin, die eine Meile weit leewärts beigelegt hatte. Als es an der Felukke vorüberschoß, suchte der alte Kapitain die Flagge einzuziehen; der Sturm aber riß sie aus seinen Händen und wirbelte sie gleich einer rothen Flamme über das Meer. Der Kapitain hing an der Seite noch einmal ein Brett aus, welches denen auf der Felukke die Schreckensworte zeigte:

»In Brand und versinken!«

Die Matrosen rangen die Hände. Raserei würde es gewesen sein, dem Schiffe zu folgen und dennoch erregte es Gefühle der Verzweiflung und der höchsten, tödtlichsten Angst, den Untergang der armen Leute so ganz nahe mit ansehen zu müssen, ihre flehenden Blicke, Gebehrden, ihre vergeblichen Anstrengungen zur Rettung — ohne ihnen auch nur im Mindesten helfen zu können. Die Mücke blieb also beigelegt. Das Firmament zeigte sich jetzt schwarz, wie die Nacht, und Sturm und Regen tobten fürchterlich. Eine Minute lang sah und hörte man nichts, als die gepeitschten Fluthen und das Heulen oder vielmehr Donnern des Windes. Die wenigen Segel, welche auf der Mücke angesetzt waren, wurden vom Sturm in Fetzen aus den Haltringen gerissen. Das kleine Schiff wurde fürchterlich in die See gestaucht, daß man glaubte, es würde sich nimmer wieder

aufrichten, denn der Orkan zog in diesem Augenblick über die Felukke weg. Schnell wurde es jedoch wieder heller und jetzt wurde der unglückliche Hermes von ihm erfaßt. Ihn umhüllte die dunkle Wetterwolke und verbarg ihn, sowie die Fregatte, vor den Blicken derer auf der Felukke. Aber ach! durch die Finsterniß leuchtete der Flammenschein und gab schreckliche Kunde von der Richtung des Schiffes. Dann zog der Wirbelwind mit dem Regenschauer in schwarzer Schwere leewärts hin — die Wolken stiegen — die See senkte sich — die Fregatte lag drüben — aber der Hermes? — Großer Gott! er war versunken.

Sprawl ließ jetzt hinsteuern und der Stätte des Untergangs so nahe vorbeifahren, als es nur immerhin geschehen konnte. Hühnerkasten und Sparren aller Art schwammen umher, die Mannschaft aber schien gänzlich verloren gegangen zu sein.

»Hilloh! ein Bischen angehalten!« rief plötzlich eine Stimme überlaut, »im Meere da regt sich etwas.«

Es war Lennox, der diese Worte sprach. Schnell schlang er ein Tau um sich.

»Kameraden, rief er, holt mich wieder ein, wenn ich das Schwimmende vermisse.« Damit sprang er über Bord und strich kräftig schwimmend durch das spritzende Kielwasser. Bald wurde mit ein Schaaf und ein unförmlicher Klumpen, der wie ein Bündel Wäsche aussah, an Bord geholt.

Athemlos sank der Retter mit seiner Bürde auf das Deck hin. Benjie sprang neugierig und theilnehmend herbei und ergriff, was Lennox noch immer fest in der Hand hielt. Die andern stellten sich im Kreise umher.

Das Schaaf lebte noch und der Bündel Zeug war mit einem seidenen Tuche an seinen Hals festgebunden. Jetzt rollte Benjie die Hüllen von ihm ab und stieß einen lauten Schrei aus, denn er erkannte den odemlosen Körper des schönen Knaben, den er an Bord des Hermes gesehen hatte. Er war um den Nacken seines Lieblings, des Schafes, mit einem seidenen Taschentuche festgebunden worden und lag nun, wie eine kleine, bläuliche, geisterhafte Leiche zu Benjie's Füßen. Der junge Mann nahm ihn nun schnell in die Arme, trug ihn hinunter, ließ heißes Salz in einem Stücke Flanell und gewärmte Tücher bringen, entkleidete das Kind, trocknete ihm die Glieder mit einer Wolldecke und legte ihn so in sein Bette. Donovan und Lennox waren ihm dabei behilflich, den Körper des Kleinen zu reiben und zu streicheln, ihm das Salz auf die Herzgrube zu legen, und die heißen Tücher um die Füße zu wickeln. Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie die starken, bärtigen Seeleute mit ihren rauhen, unbehilflichen Händen Benjie beistanden, das Kind ins Leben zu rufen und wie die andern sich gegen alle Förmlichkeit zur Lichtlucke drängten, um da wenigstens zu sehen, was unten vorgenommen ward.

Auch Sprawl war zu Benjie herab gekommen. Schon glaubte Letzterer, alle seine liebreichen Bemühungen wären vergebens angewendet, als das Kind anfing, mit den Augenwimpern zu zucken. Dann hob sich seine Brust und es ließ einen schweren Seufzer hören.

»Er lebt!« sagte Lennox leise, und mit einer Stimme, als wäre er selbst dem Ersticken nahe. Diese freudige Kunde gelangte bald auf das Verdeck. Ach! welch' ein Getümmel erhob sich da. Das Schiffsvolk tanzte und sprang, vor Freude, wie von Dämonen besessen. Wer die Ursache dieser ausgelassenen Fröhlichkeit nicht gewußt hätte, würde sie alle für närrisch oder toll gehalten haben.

»Juchhe!« riefen mehrere, »er lebt!« nun können wir den armen Phantom entbehren!«

Benjie war inzwischen besonnen damit beschäftigt, den Kleinen wieder herzustellen, wobei ihm der Wundarzt und Thomas, der Koch behilflich waren. Diese drei flößten dem Kleinen etwas Wein ein, der mit warmem Wasser vermischt war. Da öffnete der hübsche Bursche seine schönen blauen Augen und blickte sie lange und fest und wie mit völliger Besinnung an.

Jetzt rief Lennox wieder: »Er lebt wahrhaftig, ich hab' ihn noch zu rechter Zeit erwischt« und nun ging oben auf dem Deck der Jubel von neuem los, ärger, als vorher. Die Leute machten vor Freude solchen Lärm daß Sprawl es ihnen untersagen lassen mußte.

Der Wundarzt vermochte jetzt Benjie, ihm den Kleinen zu überlassen. Eifrig setzte er seine Bemühungen fort. Oberhalb des Herzens ward jetzt bald neue Lebenswärme spürbar, des Kleinen bläuliche Leichenfarbe verschwand und als er eine ziemliche Menge Salzwasser gebrochen und ausgehustet hatte, wendete er sich zur Seite und sank in einen gesunden Schlaf.

Gegen neun Uhr Abends kam Sprawl wieder herab zu Benjie, der das Bette seines Lieblings nicht verließ, und beugte sich über ihn, um nach ihm zu sehen.

»Hört Ihr, Benjie,« sagte er dann leise, »wie das kleine Männchen schnarcht.«

»Ich hör's, Kapitain, antwortete dieser vergnügt; »es ist Musik für mein Ohr. Welch' ein Anblick muß es gewesen sein, als der Hermes versank! Ich bin froh daß wir es nicht sahen!«

»Großer Gott!« rief Sprawl schaudernd,« auch ich. Wahrlich, wir haben in der letzten Zeit Vieles und Schreckliches erlebt. Aber was fangen wir mit dem geretteten Kinde an.«

»Ich will ihn behalten,« rief Benjie gerührt, »ich habe genug, um mit ihm theilen zu können.«

»Das wäre ein Plan, Benjie, sprach Sprawl ernst, vorausgesetzt, daß sich keine Verwandten ausfindig machen lassen.«

»Wie hießen seine Aeltern?« fragte Benjie nachdenklich.

»Ich weiß es nicht mehr,« antwortete Sprawl nachdenklich, obwohl ich die Passagierliste in der Hand hatte, als wir gestern Nachts auf dem Hermes waren.«

»Seine Mutter nannte ihn Richard,« erwiederte Benjie nachdenklich. Aber der Familienname!«

»Wird sich ermitteln lassen, wenn wir beim Bericht vom Untergang des Hermes erwähnen, daß ein Kind des Missionärs, ein Enkel des Greises gerettet ward;« sagte Sprawl.

»Ich hoffe, und wenn nicht, so vertrete ich Aeltern-stelle bei ihm. Er ist mir bereits unaussprechlich theuer, ich liebte ihn vom ersten Anblick an;« rief Benjie innig gerührt.

»Gott segne Euch und das Kind,« sprach Sprawl ernst. Bei Euch mag er gedeihen und Ihr thut wohl, Euch um ihn anzunehmen. Gerne möchte ich auch für sein Bestes wirken können! Aber was kann ein armer Seemann, der täglich den Tod vor Augen hat, für solch' ein feines, liebliches Kind thun.«

Es entstand hier eine lange Stille, während welcher jeder von Beiden sich seinen Empfindungen überließ. Man hörte nichts, als das dumpfe Rauschen der aufgeregten See, das von oben herab drang und die immer kräftiger werdenden Athemzüge des unglücklichen Knaben.

Jetzt trat Lennox ein und berichtete, daß die Fregatte Signale gebe.

Sprawl sprang auf das Verdeck. Die Fregatte

zeigte Lichter, durch deren verschiedene Stellungen er erfuhr, daß sie im Begriffe sei, zu wenden und quer durch den atlantischen Ocean nach Westindien zu steuern. Er selbst erhielt den Befehl, sogleich umzulegen und der Fregatte zu folgen.

Vergnügt stieg er wieder hinab und brachte Benjie die willkommene Nachricht. Dieser war erfreut, nicht sowohl seinetwegen, als hauptsächlich um des armen Kleinen willen für dessen Wohl er sogleich mit Sprawl Plane machte. Lennox wartete in der Kajüte auf Befehle.

Endlich stand Sprawl auf und sagte: Gute Nacht, ich will schlafen geh'n. Wer hat die Wache, Lennox?

»Master Peak, Sir;« rief der Seemann.

»Wie ist das Wetter?«

»Es wird immer heller, der Wind ist Nordost und das Wasser wird ruhig.«

»Man soll mich rufen, wenn was vorfällt,« sprach Sprawl, »und nun denn: gute Nacht.«

Viertes Kapitel.

Schnitz und Stichnadel gerathen aneinander. Richard Phantom und Benjie. Die Ankunft der Schiffe in Westindien.

Wir haben unseren lieben Lesern bereits berichtet, daß sich unter der Mannschaft der Felukke, Brails Diener, Quacko ausgenommen, noch zwei Neger befanden. Der eine war Zimmermann und hieß Schnitz; der andere dagegen war Segelmacher, und wurde Stichnadel genannt. Diese beiden schwarzen Bursche befanden sich am nächsten Morgen auf dem Verdeck, um dasjenige auszubessern, was durch den gewaltigen Orkan ruinirt oder beschädigt worden war. Schnitz besserte eine Segelstange, Stichnadel das Segel daran aus. Beide waren übler Laune, theils deßhalb, weil sie jüngst erst einen kleinen Zwist mit einander bestanden hatten, theils auch, weil ihnen die Arbeit nicht behagte, wie allen Negern. Benjie Brail, in dessen Kajüte der kleine Richard noch immer schlummerte, war so eben auch auf das Verdeck herauf gekommen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, denn er hatte die ganze Nacht wachend an des armen Jungen Bette zugebracht. Jetzt hatte er eine sehr gute Gelegenheit, sich zu erheitern, denn die Neger in seiner Nähe geriethen in Zwist und ihr Ge-

spräch war komisch genug. Wir wollen dasselbe unsern lieben Lesern mittheilen.

Ganz nach Art der Mohren unterhielten sich beide mit langen Reden, in welche sie giftige oder beleidigende Bemerkungen einflochten. Dazwischen richteten sie ganze Reihen von Fragen an einander, die im Verlaufe des Zwistes immer stachelvoller wurden. Benjie hörte ihnen gelassen zu, weil er gerade nichts Besseres zu thun wußte, erkannte aber bald, daß die ganze Scene wahrscheinlich nicht friedlich enden, sondern daß ein Faustkampf die nothwendige, ja unvermeidliche Folge davon sein würde.

Der Ursprung des Zwistes war ziemlich verwickelter Natur. An Bord befand sich ein Junge, der Gehilfe des Wundarztes, der von demselben unterrichtet wurde. Wenn seine Lehrstunden vorüber waren, so gesellte sich dieser Knabe zum Schiffsvolk, insbesondere aber zu den beiden Negern, welchen er sodann erzählte und vortrug, was er gelernt hatte. Diese hatten gewaltigen Respekt vor dem Knaben, wenn er hie und da mit lateinischen Brocken um sich warf, oder aus seinen naturgeschichtlichen Lektionen die Benennungen des linee'schen Systems bombastisch auskramte.

Jetzt war er gerade wieder auf dem Deck und trug den Negern seine Weisheit vor. So kehrte sich also die Ordnung der Dinge um, denn hier lernte das Alter von der Jugend.

Stichnadel schien besonders schwer zu begreifen; Schnitz, der Zimmermann war hingegen ein offener Kopf, der seinen Kameraden Stichnadel gern aufzog. Schnitz verstand also, wie bereits gesagt, ganz gut, was ihm der Knabe sagte und dieser lobte ihn kindisch und sprach:

»Schnitz, du bist ein gescheidter Bursche, du kannst einmal Pastor werden. Jetzt kommst du daran, Stichnadel.«

Anfangs ging es bei diesem auch gut, bis Israel — so nannte man den Knaben — zu ihm sagte:

»Stichnadel, wie nennt man ein Thier, das vier Beine hat?«

»Kuh, antwortete Stichnadel, indem er frisch darauf losnähete.

»Ja, ja, die Kuh hat vier Beine, sagte der Knabe, aber wie nennt man sie deßhalb?«

»Nun denn n' mal Liese, Bärbe oder Scheckchen,« antwortete Stichnadel, »wie ihm eben heißen wollen.«

»Du bist n' dummer Kerl« sagte der Knabe lachend, ich frage nicht, wie sie von den Stalldirnen genannt wird, sondern wie man sie nennt, weil sie vier Beine hat?

»Wie Deuwel kann ich das wissen, Israel?«

»Weil ihm schon gesagt hab' heute früh,« sagte Schnitz.« Doch mich warten, Israel, ich ihm selbst verhören. Wie viel Füß' ihm haben Stichnadel selbst?«

»Na, zwei.«

»Denn wie du selber heißen?«

»Oho! Quadruped. Du meinst, mich das nicht wissen? He?«

»Quadruped? rief Schnitz lachend; ho ho, mich wußten das, du würdest sagen Quadruped. Schon gestern du das hab' gesagt zu Israel, weil du Dummkopf bist. Aber das ist, was ihm Kuh heißen. Du aber nicht Quadruped, du ihm Biped, omnivorus Biped, ohne Federn, das du bist, wie Israel sagen, weil du nyam, oder fressen all', was du kannst hab' und weil du nicht hab' Federn am Leib, wie Kuh. Nun merk' das, du omnivorus Biped.«

Hier wollte Israel sich wieder in's Gespräch mischen; aber Schnitz rief voll der besten Laune und triumphirend, weil er mehr wußte, als Stichnadel:

»Ohe, Massa Israel, mich noch lassen schulmeistern Stichnadel ein wenig. Ich sag, Stichnadel, es ist klar, daß du hab' zwei Füße, daß du essen alles, was du kannst kriegen, daß du nicht hab Federn am Steiß und daß du also bist ein somniferus Tripod. Nun, da ist ihm alt garstig Negerkoch auf der Fregatte (Schnitz war selber schwarz, wie eine Krähe) mit hölzernem Bein — nun mir sagen, wie heißen ihm?

Stichnadel kratzte seinen Wollkopf und antwortete dann »Unikorn!«

Als das Benjie hörte, konnte er sich nicht mehr

halten, sondern brach in ein lautes Gelächter aus. Der Junge lief jetzt auch lachend davon und so war denn der Unterricht gestört. Auch ward Stichnadel dadurch vollends zornig gemacht, denn schon glaubte er sich geneckt und gekränkt und nun säumte er auch nicht, Rache an Schnitz zu nehmen. So langsam er sich auch beim Auffassen des Schulunterrichtes gezeigt hatte, entgegnete er jetzt doch hurtig:

»Nun genug von dumm Zeug, Schnitz; du mich sagen, wie du ließen gut alte Frau, deine Mutter, he?«

Schnitz, der einen Spalt mit Werg ausstopfte, warf sein Stemmeisen und seinen Hammer hin, schob seinen Aermel in die Höhe, zerrte an seinem Leibgurt, wälzte seinen Kautaback im Munde herum, spuckte in seine Fäuste, griff aber doch wieder zu seinen Geräthschaften und sagte sehr grämlich:

»Meine Mutter? sie sein lange schon todt.«

Deutlich bemerkte Benjie, daß der Zimmermann beleidigt war, doch worüber er es war, blieb ihm ein Geheimniß. Daß er es aber war, merkte auch Stichnadel, der dieß erwartet hatte, recht wohl.

Der tückische Stichnadel fuhr fort: »Ihm gut alte Frau; mich thun leid, das zu hören. Ach! jetzt mich besinnen, ihm war viel geschwollen, wie mich ihm sah zuletzt, ihm Gesicht ganz dick. O, mich ihm lang hab gefürchtet, ihm würde nyam Erde.«

»Wer sagen, meine Mutter ihm hab' gessen Erd?«

rief Schnitz erbittert — denn der größte Schimpf, der einem Neger zugefügt werden kann, besteht darin, daß man ihm in's Gesicht sagt, seine Mutter oder einer seiner Angehörigen sei verlassen gestorben und ohne Sarg und die gewöhnlichen Ceremonieen beerdigt worden.

»Niemand!« versetzte Stichnadel mit gleichgiltiger Kopfbewegung — mich nur denken, ihm alte Frau sah ganz so arm und elend aus — mich freuen, wenn ihm nicht war so — aber gewiß, ihm sahen viel so aus; du selber das müssen sagen, Schnitz.«

Der Zimmermann antwortete nichts; aber Benjie sah es ihm an, wie es in ihm tobte. Stichnadel fing jetzt an, wohlgemuth zu singen und dabei boshaft nach Schnitz hinüber zu blinzeln, der weiter stopfte und hämmerte und seinen Kautaback zerarbeitete. Endlich ging letzterer ins Vorderschiff; Stichnadel sang nur um desto lauter.

»Paß auf, ob du nicht eine andere Melodie wirst anstimmen müssen,« dachte Benjie.

Schnitz kam mit einem Tiegel voll von geschmolzenem Pech zurück, und verschüttete, versteht sich zufällig, als er über Stichnadels Bein hinschritt, einen Theil der siedenden Flüssigkeit auf dessen nackten Fuß, indem er ausrief: »He, Bruder, das mich viel Leid thun, es war ein Unfall! — du selber wissen.«

Stichnadel zuckte ein wenig, sagte jedoch nichts.

Jetzt kam Sprawl auf das Verdeck, schickte den Zimmermann hin, das Segel anzustraffen (fester zu machen) und es so zur Bequemlichkeit Stichnadels fest zu halten. So lange der Lieutenant in der Nähe blieb, hielten die beiden Neger sich ruhig; dann aber sah Benjie wohl, wie das Verbrennen ganz dieselbe Wirkung auf Stichnadel hervorgebracht hatte, welche in dem Zimmermann durch die frühere Beleidigung Stichnadels entstanden war.

Schnitz setzte sich auf Deck nieder und straffte das Segel an, indem er sagte: »Mich hoffen, Stichnadel, dich nicht brennen doch?

»O nein, gar nicht!« entgegnete dieser, zuckte aber mit seiner vom kochenden Pech verletzten Zehe so erbärmlich, als hätte er die Gicht darin.

»Mich viel erfreut über das, denn du sein mein bester Freund auf dieser Welt, ich dir unmenschlich lieb haben, Stichnadel, ja ich dir können vor Liebe fressen. Doch ihm Zehe sehen aus, wie geschwollen und Haut ihm abgehen; mich leid thun dieß.«

Stichnadel wiederholte sein »o nein, gar nicht!« und es entstand eine lange Pause. Dann wollte der Segelmacher seinen Singsang von vorhin wieder vornehmen, allein es ging damit nicht; hingegen stieß er bald nachher einen lauten Schrei aus, denn Schnitz hatte die unterr Ecke des Segels mit Ungestüm herumgeworfen und den daran befestigten schweren Eisenring auf Stichnadels Zehe, indem er dabei sagte: O! o!

haben mich wehgethan dich, Stichnadel! Arme Junge, so mich sehen, wie du verbrannt doch.»

»Mich sagen, gar nichts verbrannt,« rief der Segelmacher, indem er mit der Faust seine Zehe drückte. »Du aber nicht sehen, wie mich beinahe gebrochen mein Fuß. Warum du mich treffen mit Oehrring von schwer Segel, wie mit Hammer! Du gethan mit Fleiß', h'expreß.«

»H'expreß?« entgegnete Schnitz. O mein Auge! mich hab' lassen fallen leicht, ganz leicht Ring — just so lassen fallen« — und damit schleuderte er den Eisenring nochmals auf das Verdeck, daß es dröhnte; verfehlte auch die Zehe des andern nur, weil dieser dieselbe hurtig genug zurückzog.

Jetzt brach bei Stichnadel der lange verhaltene Grimm, die mühsam gedämpfte Wuth aus, so daß er augenblicklich mit seinem Spitzeisen dem Zimmermann einen derben Schlag auf den Wollkopf gab. Schnitz antwortete hierauf mit seinem hölzernen Hammer und es kam nunmehr zwischen Beiden zu einem ernstlichen Zweikampf. Die Streiter kugelten auf Deck über einander hin, stießen einander mit Füßen, schlugen und bissen und pufften die Köpfe aneinander, wie die Unsinnigen, bis durch den Lärm die Mannschaft herbeigezogen ward und die Beiden auseinander brachte.

* * *

So schlimm hatte Benjie nicht gemeint, daß diese Sache enden würde. Als er sah, daß es zwischen Schnitz

und Stichnadel zum Faustkampfe kam, verließ er das Verdeck unmuthig über die Scene, welche er mit angesehen hatte und kehrte zu dem kleinen Schiffbrüchigen zurück. Dieser lag in balsamischen Schlummer gesenkt vor ihm. Seine pfirsigweichen Wangen blüheten, wie ehedem; auch sein Haar ringelte sich wieder über der lieblichen Stirne, obschon kristallisirtes Meersalz aus demselben hervorschimmerte. Als sich Benjie über ihn hinbeugte, erwachte der Kleine, und streckte seine Arme in der Erwartung aus, irgend Jemand zu umfassen, neben dem er zu ruhen gewohnt war; jedoch, ach! er berührte jetzt nur die kalte feuchte Schiffswand. Da erschrack das arme Kind und rief laut:

»Vater, Mutter, Großvater, Emilie!«

Nach jedem Rufe wartete er ein Weilchen, ob die Gerufenen nicht kommen, und ihm antworten, oder ihn liebkosen würden. Nach einiger Zeit erkannte er, daß er umsonst die theuren Namen ausspreche. Verwundert und ängstlich schlug das Kind die Augen auf und sein erster Blick fiel auf Benjie. Er fuhr zurück, sah in der Cajüte umher und begann endlich, als fühle er die ganze Größe, den ganzen Umfang seines Unglücks, bitterlich zu weinen.

Benjie suchte ihn zu beschwichtigen, allein vergebens, denn die Zärtlichkeit einer Mutter, die Liebe eines Vaters, wer vermöchte diese einem Kinde zu ersetzen! Ihre Herzen waren ja erkaltet für den armen Kleinen, auf

immer. Die guten Menschen lagen tief im Schlunde der See, die sie verschlungen hatte. Benjie konnte den Anblick des jammernden Kindes nicht mehr ertragen und überließ es den Händen seines Retters Lennox. Der rauhe Matrose fühlte ein tiefes Erbarmen mit dem Kinde, und es gelang ihm mühsam, dasselbe endlich zu beruhigen.

»Wo ist mein Vater, meine Mutter, Tantchen Emilie?« fragte der Kleine.

»Sie sind fortgegangen, Bübchen;« antwortete der Matrose verlegen, indem er seinen Taback im Munde herumrollte.

»Wohin denn, guter Mann?«

»Das weiß ich nicht, mein Engel,« sagte Lennox, »sei nur ruhig, sie werden bald wieder zurückkehren.«

»Wann denn, guter Mann?« fragte der Kleine ungeduldig.

»Bald liebes Kind, in einem großen Schiff, wo alle guten Leute hineinkommen und auf dem sie in den Himmel fahren.«

»Auf einem Schiff? Warum sind sie denn von unserm Schiff weggegangen, ohne mich mitzunehmen, ihren kleinen Richard? Ach, und der Großvater hat mich auch nicht mitgenommen?«

»Sie haben keine Zeit gehabt, dich mitzunehmen, mein Jüngelchen,« sagte der Matrose verlegen, als er bemerkte, daß der Knabe durch seinen Versuch, ihm

den Tod seiner Aeltern auszureden, keineswegs beruhigt war.

»Keine Zeit? O, die Mutter hätte mich auf ihrem Arm tragen können, wie immer« rief der Kleine, indem er wieder in Thränen ausbrach.

»Nicht doch, mein Söhnchen, der liebe Gott hat es so haben wollen, daß du bei uns bleiben solltest und du weißt, Ihm muß man gehorchen. Sie haben dir auch dein Lamm dagelassen, damit du mit demselben spielen kannst. Willst du's haben?«

»Ach ja, das gute Bullbull, bring mir's her!«

»Nun, wenn du ruhig im Bette warten willst, so laufe ich schnell in den Stall,« rief der Matrose.

»Nein, nimm mich mit dir, ich fürchte mich, in der fremden Kajüte allein zu sein.«

»Das hast du nicht nöthig, Kind. Doch warte, ich will sehen, ob ich Jemand gewahr werde, der dir Bullbull holen kann.«

Lennox öffnete die Thüre und sah außen Drainings, der in der Nähe beschäftigt war. Er rief ihm zu, schnell Bullbull, das Schaf des Kleinen, zu holen und schloß die Thüre.

Drainings hörte wohl den Namen, aber nicht, daß der Kleine das Schaf mit demselben zu nennen gewohnt war. Er stieg also brummend aufs Verdeck und traf da den Proviantmeister.

»He, Weevil, der Kleine drunten verlangt, daß Bullbull zu ihm kommen soll. Sage, wer ist das?«

Der Proviantmeister starrte den derben Matrosen mit offenem Munde an. »Was will er?«

»Bullbull!«

»Und wer ist das, oder was?«

»Wenn ich das weiß, so will mein Lebtage Angelhacken fressen;« erwiederte der ehrliche, aber ungeschlachte Bursche.

»Da mußt du hinabgehen und Erkundigung einziehen bei ihm;« sagte der Proviantmeister.

»Richtig, du hast's gesagt, Weevil, mit deiner eigenen, liebenswürdigen Schnauze,« sprach Drainings in bester Laune.

Jetzt trat Sprawl herzu und fragte, was es gäbe. Als er es erfahren hatte, sprach er: »So nennt der Kleine wahrscheinlich das Schaf, mit dem er zu spielen gewöhnt ist. Geh, Drainings, und bring's ihm.

Der Matrose griff an den Hut und befolgte den Befehl. Sobald der Kleine sein Schaf hatte, gab er sich zufrieden und beruhigte sich nach und nach. Endlich brachte ihn Lennox sammt dem Thiere auf das Verdeck. Bald wurde er mit den Matrosen bekannt und gab sich der Hoffnung hin, daß er Vater und Mutter wiedersehen würde, wenn das große Schiff käme. Als er die Fregatte in der Ferne entdeckte, wollte er dorthin und es kostete abermals Mühe, ihn zu beruhigen.

Die Seeleute gewannen ihn lieb und er hätte von der Mutter nicht sorglicher gehütet werden können, als

von ihnen. Jeder suchte ihm etwas Liebes zu erzeigen, denn sein schreckliches Schicksal und die verhängnißvolle Weise, wie er auf das Schiff gekommen war, rührten die Herzen all' dieser rauhen Männer.

Gegen Mittag kam die Felukke ganz nahe zur Fregatte, so daß man ohne Sprachrohr mit denen drüben reden konnte.

Jetzt kam auch der Commodore Oakplank auf das Deck und rief herüber:

»Trauriger Unfall von gestern, Mr. Sprawl.«

»Ja wohl, Sir!« antwortete der Lieutenant.

»Alle Mann umgekommen, nicht wahr?« Ehe Sprawl antworten konnte, fuhr der Befehlshaber der Fregatte fort: »Was ist das für ein Kind, das bei Ihnen steht, Brail?«

Benjie sah sich um und antwortete: Es ist ein Knabe, der von dem untergegangenen Kauffahrer geborgen wurde.

»Kommen Sie um drei Uhr zum Essen zu mir, Brail,« sagte Sir Olivier; Sie sollen mir dann alles umständlich erzählen. Herrn Sprawl erwarte ich ebenfalls und dann bringen Sie das Jüngelchen mit.«

Benjie dankte für die Einladung und ging hinab um sich anzukleiden. Sprawl nahm jetzt den Kleinen vor und bemühte sich, seinen Namen zu erfahren. Das Kind sagte sogleich, daß es Richard heiße, aber den Namen des Vaters und Großvaters wußte es nicht an-

zugeben. Es nannte immer nur Taufnamen, mit denen es die Seinen zu bezeichnen gewohnt war.

Der Lieutenant war nicht wenig erstaunt, daß das kluge Kind den Familiennamen seiner Aeltern nicht wußte, etwas, das man gewöhnlich den Kindern in der allerfrüheſten Jugend schon beizubringen pflegt. Es erloſch damit größtentheils jede Hoffnung, die Angehörigen des Kleinen ausfindig zu machen, wenn er deren überhaupt noch welche hatte. Er las zwar bei seinem Beſuch auf dem Hermes die Namen der Paſſagiere, hatte dieſelben jedoch ſogleich nachher wieder vergeſſen.

Drainings und andere Seeleute, welche in der Nähe ſtanden, ſchienen etwas vorbringen zu wollen. Ueberhaupt gewahrte Sprawl unter der Mannſchaft im Vorderſchiffe eine ungewöhnliche Aufregung, und es ſchien, als wollte man Drainings mit irgend einem Anliegen an den Commandanten der Felukke abſchicken, der ehrliche Matroſe wollte erſichtlich nicht daran, endlich fügte er ſich jedoch, nahm, wie zur Ermunterung, ein friſches Stückchen Tabak in den Mund, käuete emſig darauf, daß der Saft ihm aus beiden Mundwinkeln ſpritzte, blickte nochmals über ſeine Schultern weg nach dem hinter ihm ſtehenden Matroſen, zog ſeine Weithoſen in die Höhe, trat zu Sprawl heran und ſprach, indem er ſeinen Hut abzog:

»Mit Verlaub, Sir, als wir vor 'n paar Tagen 'nen halben Sturmwind, ſo 'nen Schnauber hatten, iſt

der Papagei, Wapping Poll, über Bord geweht, und weil so 'n Papagei nicht wie 'ne Ente oder Seemöve schwimmen kann, so fürcht' ich, Sir, daß der arme Poll ersoffen ist.«

»Angenommen, dem wäre so, Drainings, nun, was weiter?« fragte Sprawl etwas verdrießlich.

»Mit Verlaub, Sir, ich bin schon im Zuge,« fuhr der Matrose fort. Mit dem Päppchen ging auch Phantom, der Affe, den vorgestern der Hai fraß. Die alte Katze unten im Raume ist ebenfalls odt und wir alle müssen sterben, weil uns ein Lieblingsthier fehlt, Sir —«

»Aha, ich merke schon,« versetzte Sprawl lachend, »um Euch jene Verluste zu ersetzen, soll ich Euch das aufgefischte Schaf geben.«

»Goddam, das Schaf!« platzte Drainings heraus, als er und seine Genossen sich so getäuscht sahen. — Bitt' um Vergebung, Sir, aber nicht das Schaf — —.« Der Redner war einmal confus geworden und konnte nun nicht weiter, so daß Lennox seine Rede aufnahm und im Namen der gesammten Mannschaft zum Ersatz für die bei'm Sturm verloren gegangenen Lieblingsthiere um den Knaben Richard bat, der, wie die Mannschaft durch ihren Sprecher versichern ließ, dem umgekommenen Affen Phantom in allen dessen Ehren und Würden nachfolgen sollte. Obwohl wir alle wissen, schloß Lennox seine Vorstellung, daß das Jüngelchen

schon einen guten ehrlichen Namen hatte, den aber das Meer begrub, so bitten wir doch um Erlaubniß, ihn umtaufen und ihm den Namen beilegen zu dürfen, unter welchem der Affe segelte, und soll dieß ein Pfand unserer ferneren Freundschaft für ihn und als ein Tribut des Andenkens an das arme verloren gegangene Thier gelten.«

»Aber Leute, ihr hörtet, daß der Commodore befahl, den Knaben an Bord der Fregatte zu bringen,« erwiederte Sprawl, der kaum das Lachen zu verbergen vermochte.

Da erhoben sich mehrere Murmelstimmen und dann hieß es: »O, die da drüben, die haben zwei Affen, und ein Känguruh und einen Igel am Bord — was sollen die mit dem Jüngelchen?«

»Sir,« sprach Lennox weiter, »wir müssen es Ihnen überlassen. Nimmt der Commodore uns den kleinen Richard Phantom wirklich, so wird er uns doch wenigstens einen von den Affen abgeben. Das aber weiß ich gewiß, daß Niemand auf der Fregatte so gut, als jeder von uns für das Jüngelchen sorgen würde.«

»Nun, nun,« antwortete Sprawl gutmüthig, »ich will sehen, was sich thun läßt. Mittlerweile macht das Kind bereit, mit mir zu fahren. Wo sind seine Kleider?«

»Sogleich, Sir! Weevil hat ihn unten und ist schon im Begriff, ihn herauszuputzen.«

In diesem Augenblick erschien der Proviantmeister mit Richard Phantom. Sprawl ward nicht wenig über die Herausstaffirung des Kleinen verwundert. Als man ihn aufgefischt hatte, war er blos mit einem Hemde und Röckchen bekleidet gewesen, jetzt hatte Stichnadel ihn in einen Ueberwurf von gewürfelter Leinwand mit weißen Aufschlägen und in ein paar Schifferhosen gesteckt, die um die Füße herum weit, um den Leib aber enganschließend und mit großen Hornknöpfen besetzt waren. Dabei trug er kleine weiße Schuhe von Segeltuch und ein Hütchen von Theerleinen. Sogar ein kleines horngriffiges Einschlagmesser hing ihm an einem Bindfaden vor der Brust, so daß er wie ein completter Matrose in Duodezformat erschien.

Jetzt verlor der Lieutenant sein bischen Fassung und brach bei diesem komischen Anblick in ein lautes und anhaltendes Gelächter aus. Endlich nahm er sich wieder zusammen und sprach:

»In diesem Aufzuge wollt Ihr den Knaben doch nicht fortschicken?«

Lennox lachte. »Hei, Sir, seine Kleider sind zerrissen und der Segelmacher sagt, andere, als diese, könne er ihm eben so wenig, als einen Talar für den Papst machen.«

So ließ sich also diesem Uebel nicht abhelfen und um halb drei Uhr saßen Sprawl, Benjie und Lennox, der Ammendienste bei dem kleinen Richard Phantom

versah, im Boote. Der Kleine war wie ein zwergiger Endterer herausstaffirt. Auf seinen Hut hatte man ihm noch das Wort Mücke gemalt und ihm an einem schwarzen Gehenk einen aus einem alten Tonnenreifen verfertigten kleinen Degen umgeschnallt. Seine Hauptzierde aber bestand in einem aus Werg gedrehten Zopf, der an sein Lockenhaar gebunden war und ihm bis auf den Hosenbund hinabbaumelte.

Commodore Oakplank begrüßte die Ankommenden freundlich, als sie an Bord gelangten und fragte gleich, ob der Kleine mitgekommen wäre. Sprawl erklärte, man habe den Kleinen so affenmäßig herausgeputzt, daß er es kaum wage, ihn auf dem Hinterdeck vorzustellen. Indessen wollte Sir Olivier ihn dennoch sehen. So ward Richard Phantom denn ebenfalls, und zwar unter großem Gelächter der Offiziere und der Mannschaft, aus dem Boote heraufgeholt.

Die vielen fremden Gesichter erschreckten den Kleinen, so daß er schreiend zu Benjie hinlief, worauf Sir Olivier in seiner Herzensgüte ihn bat, das Bürschchen hinunter in die Kajüte zu tragen. Hier fühlte sich Richard bald heimisch, guckte in ein Bilderbuch und spielte mit kleinen chinesischen Figuren, mit denen der Commodore ihn versah. Benjie erzählte nun sein Zusammentreffen mit den Aeltern des Kleinen und dessen übrigen Verwandten; dann ging es zu Tische und Richard ward nun seinem Pfleger Lennox überantwortet, der mit ihm

bei Seite in eines der Cabinette ging. Dorthin brachte der Steeward einen Teller voll Confekt, an dem sich Richard erlustirte.

Bei Tische sagte der Commodore: »Wenn wir nach England kommen, müssen wir suchen, des armen Kindes Angehörige aufzufinden; was aber beginnen wir bis dahin mit ihm?«

»Ich will ihn als mein Söhnchen annehmen, Sir,« sagte Benjie erröthend, vorausgesetzt, daß er nicht Verwandte hat, die ein näheres Anrecht besitzen, Elternstelle bei ihm zu vertreten. Ich liebe ihn sehr und ich betrachte es als eine Schickung Gottes, daß er hilflos in meine Nähe kam.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Mr. Brail,« fuhr Sir Olivier fort, allein in so 'nem kleinen Fahrzeug würde das große Unbequemlichkeit verursachen; also will ich sehen, wie ich ihn hier unterbringe, bis wir in Westindien landen. Dann können Sie ihn ja zu sich nehmen?«

Sprawl lachte und sagte, daß die Mannschaft der Mücke den Commodore ersuchen ließe, ihr für diese Fahrt den Knaben zu lassen, da man den Papagei und den Schiffsaffen eingebüßt hätte. Bei dieser Gelegenheit horchte Sir Oliviers Steeward sehr neugierig und verließ dann für einen Augenblick die Kajüte, kehrte jedoch sogleich zurück.

Als nach dem Mittagsmahl Sprawl und Benjie

auf die Felukke zurückkehren wollten, kam eine Deputation der Gazellenmannschaft zu ihnen und boten zum Austausch gegen Richard Phantom den Igel, das Känguruh und beide Affen an. Lennox, der das hörte, stieg eilends, Richard auf dem Arme, in das Boot hinab. Sprawl lachte und versprach, ihnen, wenn es der Commodore gestattete, den Kleinen zuweilen auf einige Stunden herüber zu schicken, mußte ihnen jedoch ihre Bitte rund abschlagen.

Die Mannschaft der »Mücke« jubelte, als sie vernahm, daß Richard bleiben sollte und der Kleine ward der Gegenstand des lebhaftesten Wohlwollens und der treuesten Sorgfalt aller Matrosen. Er schlief mit Benjie in einem Bette und gedieh kräftig unter der Pflege der Seeleute.

Vierzehn Tage nachher hörte man Lennox wüthend rufen:

»Ich sag' Dir, Abraham, thust Du's noch einmal, so zerschlage ich diesen Schwapplappenstiel auf Dir! — Schau her, Weevil, hat der Kerl dem Jungen Taback zu käuen geben wollen! Nicht lange wirds währen, so verlangt das Volk von Dir auch eine Grog-Ration für den Knaben!«

Sprawl klingelte und fragte den Steeward, was es gäbe?

»Ach, Sir!« versetzte Lennox, »sie bringen uns den armen Kleinen noch um mit all' den Abscheulich-

keiten, die sie ihm lehren; aber sie thun's aus eitel Liebe und Güte und so kann man ihnen nicht recht bös drum sein.«

»Laß es gut sein,« erwiederte Sprawl, »und sag' ihnen, daß sich Keiner mehr unterstehen soll, solche Thorheiten zu begehen.«

Als er später mit Benjie auf das Deck kam, war das erste, was er bemerkte, daß der arme kleine Richard unter einem großen Hühnerkorbe gefangen saß, in welchem von der Fregatte Geflügel herübergesendet worden war. Richard weinte bitterlich.

»Drainings,« fuhr Sprawl den daneben stehenden Matrosen zornig an, was that der Knabe, daß ihr ihn so gefangen setztet?«

»Sir,« es ist ein Anschlag von Lennox. »Der Kleine wäre beinahe über Bord gefallen, und um ihn vor Unglück zu bewahren, steckte er ihn, wie einen kalekutschen Hahn unter den Stülpkorb.«

Benjie hatte unterdessen Richard aus der Haft befreit, worauf der kleine Bursche Hand anlegte, um den Korb über Bord zu werfen. Benjie hinderte ihn aber daran, indem er ihm sagte, der Käfig müsse bleiben, um unartige Kinder hineinzusperren.

»Ich war nicht unartig,« versetzte der Kleine, »Lennox und die Andern, die großen Jungen sind unartig.«

»Wie so?« versetzte Benno.

»Sieh nur, wie sie den armen Quacko quälen!« sagte der Junge.

Auf dem Vorderschiffe kam Quacko aus der Lucke hervor und spielte allerdings eine auffallende Figur. Der Neger hatte einigemal beim Apell gefehlt und die Mannschaft kam auf den Einfall ihn auf eigene Weise dafür zu züchtigen. Zuvor jedoch mußten sie den kleinen Richard einsperren, denn dieser hielt große Stücke auf den Neger, und zeigte nicht wenig Verdruß, als sie ihre Operation mit Quacko beginnen wollten. Diese bestand nämlich darin, daß sie dem Neger den Wollkopf, als er schlief, mit Syrup einrieben, ihn dann mit Mehl bestreuten und ihn in seiner Hängmatte liegen ließen, anstatt ihn zur Frühwache zu wecken. Auf solche Weise hatten sie seinen Kopf zu einer Kokraischenfalle gemacht, denn aus allen Winkeln des Zwischendecks sammelten sich jene abscheulichen Käfer auf dem Syrup und Mehlteig, blieben bald mit den Füßen darin sitzen und beschmierten sich die Flügel dergestalt, daß sie nicht fortschwirren konnten und nun ein eckles Gewühl auf dem Kopfe des armen Teufels verursachten. Benjie nahm Richard auf den Arm, als Quacko zum Vorschein und nach dem Hinterdeck kam. Obgleich sowohl er, als auch der Lieutenant ärgerlich waren, mußten sie doch herzlich über die Figur lachen, die der Schwarze mit seinem weißen, einem großen Blumenkohlkopfe gleichenden Haupte spielte, während er, noch halb im Schlafe,

gar nicht wußte, was man eigentlich mit ihm vorgenommen hatte.

Sprawl nahm inzwischen eine ernste Miene an und fragte: »Wer that das?«

Hierauf folgte, wie es gewöhnlich geht, wenn übermüthige Menschen dumme Streiche gemacht haben und, wenn nach dem Thäter gefragt wurde, nicht lügen wollen und doch auch die Wahrheit zu reden sich scheuen — keine Antwort.

»Ich sag' Euch, Leute,« fuhr Sprawl fort, »nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht noch einmal ein Vieh aus diesem armen Teufel macht! Sonst soll Euch die Katze (die auf englischen Schiffen eingeführte Peitsche) Vernunft lehren. Der Koch soll den Neger in's Vorderschiff führen, und ihn dort vom Jungen säubern lassen.«

Die Matrosen schlichen sich stumm und vorsichtig bei Seite; sie wußten, daß jetzt nicht zu trauen war und Quacko blieb stehen und sah mit offenem Munde umher.

»Nun, drohte Sprawl noch finsterer, wirds bald? Weg jetzt mit ihm! Der Anblick dieser Krabbelthiere ist mir widerwärtig. Fort Quacko, laßt Euch abpudern!«

»Ja, ja, Quacko abpudern,« sagte der kleine Richard. Da brach trotz der Furcht abermals ein allgemeines Gelächter aus. Drainings ergriff jetzt den Neger beim Arm, führte ihn nach Vorne und sprach:

»Wir werden Dir wohl Deine Wolle abscheeren müssen, Korporal Nigger!«

»Nich Wolle, Massa Drainings,« entgegnete ihm Quacko. »Schafe hab' Wolle, schwarz Gentlemann, Sergeant Quacko, hab' Haar, so gut, wie Ihr.«

Unter allgemeinem Gelächter ward des Negers Säuberung vorgenommen.

Unter solchen Scenen verfloß die Zeit, Wind und Wetter blieben gleich günstig und man gelangte glücklich in die westindischen Gewässer. Hier trennte sich die Fregatte, welche nach Jamaika zu segeln hatte, von der Mücke, welche den Weg nach der Havanna einschlug. Als diese noch etwa zwei Tage von ihrem Bestimmungsorte entfernt sein mochte, erkannte man gerade voraus ein von Windstille befallenes Schiff, dem man sich nur bis auf die Entfernung von einer halben Meile nähern konnte, weil jetzt der Wind sich gänzlich legte. Beide Schiffe befanden sich auf dem großen Bahama-Canale, einem der heißesten Punkte, die es nur auf der Erde geben kann. Die Hitze war ganz eigentlich röstend. Das fremde Schiff, eine schön angestrichene Brigg, zog beim Herannahen der Felukke ein Nothzeichen auf und zwar die amerikanische Flagge umgekehrt, die Sterne nach unten, die Streifen nach oben. Es wurde sogleich ein Boot bemannt, und Benjie erhielt den Auftrag, hinüberzurudern und nachzufragen, woran es fehle. Die Brigg schien kein Boot zu haben.

Als das Boot dem Schiff nahe genug war, sah man sechs oder acht Matrosen auf dem Verdeck bittend die Hände ausstrecken und sogleich vernahm Benjie des Schiffers heisere Stimme, mit der er kläglich flehete: »Um Gotteswillen, schickt uns Wasser. Wir kommen um vor Durst. Wasser, Sir! Wasser um Gotteswillen!«

Das Boot hatte sich kaum seitlängs gelegt, so stürzten sich drei Matrosen herunter, und begannen, ehe sich die Engländer von ihrem Erstaunen erholt hatten, einen Kampf, wer von ihnen zuerst aus der kleinen Wasserpfütze trinken möchte, die sich auf dem Boden des Fahrzeugs befand. Die Noth der Unglücklichen gab sich hierdurch deutlich genug zu erkennen. Benjie eilte auf das Verdeck und das Boot fuhr zurück, um Wasser zu holen.

So leichtfertig und roh, so wankelmüthig und unbeständig auch die Matrosen sind, so sehr sind sie doch auch wieder zur Theilnahme geneigt und zur Hilfe, wenn sie zu helfen im Stande sind, besonders in einem so schrecklichen Fall, wie der vorliegende, in einer solchen Noth, von der nur Seeleute einen Begriff haben können, weil manche Landbewohner lächeln würden, wenn man ihnen sagte, daß man mitten im Meere vor Durst sterben muß, wenn einem das Trinkwasser ausgeht. Ach! das Meerwasser ist so salzig und bitter, daß es den Durst nicht löscht, sondern unaussprechlich vermehrt. Erbrechen und Krämpfe folgen, wenn es getrunken

wird. Man kann zwar aus Meerwasser Trinkwasser destiliren, aber der Erfolg ist nur gering und das dadurch erhaltene Wasser schlecht. So ergriff denn auch dieser Jammer das Herz der Seeleute mit einer Heftigkeit, von der sich kein anderes menschliches Wesen einen Begriff machen kann. Drainings, der von Benjie den Auftrag erhalten hatte, zurückzurudern und dem als ältestem Matrosen der Sitz am Steuer gebührt hätte, zog seine Jacke aus und sagte zu einem schmächtigen Jungen, der am Vorderruder saß: »Du, Jack, komm hierher und nimms Steuer und daß du mir festen Strich hältst — hörst Du? — Rückt weg, Jungen, und laßt n' mal mich an's Streichruder.«

Bei diesem Winke warf die Bootsmannschaft selbst auf die Gefahr eines Sonnenstichs ihre Hüte ab, stülpte ihre Hemdärmel bis zu den Schultern auf, löfete die Halsbänder ihrer Hemden, benäßte sich die Handflächen stemmte die Füße gegen die Querlagen und harrte so des Wortes.

»Jetzt habt acht auf den Zug, ihr Jungen!« kommandirte Drainings, bis das Boot abrutscht — kein Springen mit den Eschenstäben! Eingesetzt.« Wie ein Pfeil zischte jetzt das Boot fort — die Ruder ächzten und klatschten, das Wasser kräuselte sich in langem, schneeweißem Schaumstriche zurück und das Boot lag wie im Hui wieder bei der Felukke, auf welcher Drainings einen Purzelbaum machte, ehe er noch vor Sprawl

erschien und die Hand an den Hut gelegt hatte und dann durch die Mittellucke polterte, aus welcher hervor dann ein Wasserfaß gehißt, über Deck weggerollt und ins Boot hinuntergelassen ward. Doch war dieses noch nicht alles. Flugs war die gesammte Mannschaft von der Mücke beisammen und rührte sich mit gewaltiger Eile. — »Die Schwepprudер her!« ward befohlen, und siehe, der schwarze Rumpf des kleinen Fahrzeugs ward durch zwölf lange schwarze Schwepprudер über die schimmernde Fläche des regungslosen Meeres im Fahrstriche des Bootes fortgearbeitet, so daß, aus der Ferne mitangesehen, man hätte glauben sollen, es jage ein Käfer eine Stubenfliege auf blankem Spiegel unter dem brennenden Scheine der Mittagssonne.

Durch das Aeffen des Windes war die nothleidende Brig lange in dieser Breite aufgehalten worden, hatte also ihren Wasservorrath erschöpft, und lag nun da, wo man sie fand, schon seit acht Tagen unter gänzlicher Windstille. Sie hatten vor einigen Tagen ihr Boot mit drei Matrosen abgeschickt, um zu versuchen, ob diese zu Lande kommen und von dort Wasser zurückbringen könnten; die Entsendeten aber waren nicht zurückgekehrt, indem sie vermuthlich verschmachteten, ehe sie zu Land kamen, oder auf ihrer Rückfahrt die Brig verfehlten. Seit achtundvierzig Stunden hatte kein Mensch am Bord einen Tropfen Wasser gehabt, und das in einem solchen Klima. Nicht aber blos das Wasser, sondern jedes

andere Trinkbare war aufgezehrt worden; ein Fäßchen junger Rum ausgenommen, dem die Matrosen anfänglich, doch nur so lange zugesprochen hatten, bis zwei von ihnen in Folge dieses Getränkes tollwüthend wurden und den Geist aufgaben. *) Als Benjie an Bord kam, lag das Fäßchen zu beliebigem Gebrauche da, und obwohl die Mannschaft dem Verdursten nahe war, konnte doch Keiner von ihr einen Tropfen des Getränkes über die Zunge bringen; es wäre, sagten sie, als brächte man geschmolzenes Blei in den Mund, wenn sie von dem entsetzlichsten Durste gequält, dann und wann einen Tropfen auf die Zunge nähmen. Benjie war noch nicht fünf Minuten an Bord gewesen, als der Kapitain rasend zu werden schien.

»Mein armes Weib!« rief er; »Himmel, sie stirbt in der Kajüte; sie ist wohl schon todt, muß schon todt sein, aber ich kann mich nicht überwinden, nach ihr zu sehen. O, Sir!« — sprach er zu Benjie, der ihm zuredete, guten Muth zu fassen, da ja jetzt Hilfe da sei — O Sir! wenn Sie Gottes Erbarmen in ihrer Sterbestunde hoffen, so treiben Sie Ihre Leute zur Eile an, — nach einer halben Stunde möchte alle Hilfe zu spät kommen.«

---

*) Rum wird aus dem Abgang des Zuckers gebrannt. Wenn er noch nicht alt ist, wirkt er wie Gift auf die Natur des Menschen.

Der Unglückliche warf sich jetzt auf das Verdeck hin und zuckte, wie ein zertretener Wurm; Todesangst folterte ihn, während die Matrosen nackten Oberleibes dasaßen und nasse Decken um ihre Schultern schlugen, in der Hoffnung, die Natur würde auf solche Art einige Feuchtigkeit absondern und ihnen Linderung ihrer Qual reichen. Mit fieberglühenden Augen blickten sie nach der Felukke und bewachten mit athemlosen Bangen jede Bewegung auf derselben.

»Da, da,« lallten sie, »das Wasserfaß ist heraufgelassen, es gleitet ins Boot — sie stoßen ab — Gott des Erbarmens, wir werden gerettet.« Dann stimmten sie ein mattes Hurrah an, umringten Benjie, drückten ihm dankerfüllt die Hände, während ein Unglücklicher, der dem Ersticken nahe war, hingestreckt lag, und krampfhaft, lachte.

Das Boot konnte möglicher Weise erst nach zehn Minuten herangelegt haben und Benjie, der laut weinen mußte, ging in die Kajüte, um dort seine Thränen zu verbergen. Aber — o Gott! — hier ward ihm ein noch schrecklicherer Anblick, wie er ihn nie zuvor gehabt hatte. Auf grober, naßgemachter Wolldecke, lag eine bleiche, abgezehrte, halb entkleidete Frau. Ihr langes Haar hing ihr in Unordnung über das Gesicht hin und ein hagerer Säugling zerrte an ihr, heißer kreischend vor Elend und Durst, während eine, ersichtlich wie ihre Herrin verschmachtende Negerin

aus einem Eimer Seewasser über Mutter und Kind sprengte.

»O Massa!« schrie die getreue Schwarze — »o Massa, geben der armen Frau Wasser, oder ihm todt. Mich stark, mich kann noch warten, aber arm Frau — und nun begann sie zu schluchzen, als wollte ihr das Herz brechen, aber ihr Thränenquell war vertrocknet. Die Frau des Kapitains vermochte nicht mehr, ihr Haupt zu erheben; sie lag ächzend da; ihre starren, verschrumpften Lippen murmelten unverständliche Worte, als ob sie verknöchert wären, aber sprechen konnte sie nicht.

»Seien sie getrost, Madame,« sagte Benjie, obwohl er kaum vor Schluchzen reden konnte; wir lassen Wasser herüberholen, Gott hat Sie nicht verlassen; wenn die Noth am größten ist, dann ist Seine Hilfe am nächsten. Fassen Sie Muth, nur noch eine Minute und Wasser im Ueberfluß wird hier sein.«

Die unglückliche Mutter blickte ihn zweifelnd an, dann faltete sie ihre zitternden Hände über dem Haupte ihres Kindes und schien zu beten. Benjie konnte diesen schrecklichen Anblick nicht mehr ertragen und lief auf das Deck. Das Boot hatte mit Windesschnelle herangelegt, daß Fäßchen ward zu Bord gehoben und die Matrosen der Brig stürzten jetzt herzu, um es ins Vorderschiff zu rollen. Allein dazu waren sie viel zu kraftlos, so daß es den Seeleuten von der Felukke leicht

ward, sie bei Seite zu schieben, und sie vor übermäßigem Wassergenuß zu bewahren. Der mit herübergekommene Wundarzt traf Anstalten, daß den Dürstenden der Labetrunk behutsam gereicht ward. Mit einem Glase voll Wasser rannte Benjie in die Kajüte. »Da, nimm einen Schluck,« sagte er zu der Negerin, und gib dann deiner Herrin!« Diese wollte anfänglich nicht trinken, sondern erst ihre Gebieterin erquicken, doch überwog ihr brennender Durst ihren Entschluß; sie setzte das Glas an ihre Lippen, verschlang das darin befindliche Wasser und fiel dann wildlachend zu Boden, indem sie ausrief: »O Massa, mich nicht konnte lassen, Niemand Missis so lieb hat, wie mich, aber mich einmal schmecken, mich mußte trinken für mein Herzblut, Massa. O mein Auge, mein Auge, ihm ist wie glühende Kugel, Massa. O eine Thräne, da komm eine Thräne! aber o! ihm heiß, wie kochend Rum, o, o! — und die arme Kreatur wälzte sich am Boden.

Mittlerweile war der Kapitain herabgekommen; er brachte seine Frau in eine sitzende Stellung — ihr Anblick war erschütternd! Er flößte ihr ein wenig Wasser in den Mund, worauf sie ein Röcheln hören ließ, daß Benjie glaubte, sie müsse ersticken. Sie preßte krampfhaft ihr Kind an sich; inzwischen mußte sie doch einige Tropfen hinuntergebracht haben, denn nach wiederholten Versuchen ward ihrem Manne die Wonne, sie ins Leben zurückkehren zu sehen. Nach einer Weile gewann sie

Kraft zum Aussprechen der Worte: »Gottes Segen über Sie, Sir. Sie haben mich und mein Kind gerettet.«

Benjie ging jetzt auf das Deck und ließ vom Bord der Mücke mehr Wasser, auch Thee und einige kleine Ueppigkeitsgenüsse aus seinem Privatvorrath holen und noch an demselben Abend, als die Sonne unter einem glänzenden Wolkendache versank, so daß das Meer gleich geschmolzenem Gold erglühete, bis es sich purpurn färbte, spürte man im Osten ein schwaches Kräuseln auf der Fluthfläche. Es wirbelte allgemach heran und im nächsten Augenblick fühlte man an der emporgehaltenen benäßten Handfläche einen kleinen Windhauch. Bald hernach schwärzten sich die grauen Katzenklauen,*) und eine Briese**) erreichte die Schiffe, vor der sie, zu sechs Knoten die Stunde der Havannah zusteuerten.

Am folgenden Abend befanden sich beide Schiffe unterhalb des prächtigen Moro, woselbst geankert wurde. Bei Tagesanbruch liefen sie durch das schmale Fahrwasser zwischen den furchtbaren Forts ein, die zu beiden Seiten das Ufer bekrönt halten und ankerten dann vor jener prächtigen Stadt, jenem Liverpool Westindiens. Batterien und Basteien, aus deren zahllosen Schieß-

---

*) Katzenklauen nennen die Seeleute die ersten kleinen Kräuselwellen, welche sich beim Erheben des Windes in der See zeigen.

**) Briese, ein leichter Wind.

scharten Geschützmündungen hervorgähnten, hohe Thurmspitzen, die höheren Häuser der Stadt, Masten und trocknende Segel, eine Unzahl von Schiffen mit brittischer, amerikanischer, spanischer und französischer Flagge glänzten hehr und lieblich in den Strahlen der Frühsonne unter einem schwebenden Baldachin von dünnem blauen Rauche, den die Holzkohlenfeuer aufwirbelten.

Sprawl gab, sobald die nöthigen Arbeiten auf dem Schiffe besorgt waren und die Leute ihren gut gemachten Lohn bekommen hatten, der Mannschaft die Freiheit, den Nachmittag und Abend in der Stadt Havanna zuzubringen. Nachdem die Seeleute unter strenger Disciplin fast dreiviertel Jahre lang das Land nicht mehr betraten, zerstreuten sie sich heute in alle Strassen und überließen sich dem lang entbehrten Genusse, einmal wieder thun zu können, was sie wollten. Auch die Offiziere gingen an das Land und begleiteten ihren Reisegenossen Benjamin Brail, der hier aufhörte, Seemann zu sein und nun sich wieder seinen Handelsgeschäften überlassen mußte. Richard Phantom blieb mit Quacko für die Nacht noch auf der Felukke und sollte das Schiff erst verlassen, wenn Benjie sich den Handelsfreunden seines Onkels vorgestellt und eine eigene Wohnung in der Stadt gemiethet, eingerichtet und bezogen haben würde.

Brail machte mehrere Besuche, sobald die Sieste vorüber war; d. h. die heiße Mittagszeit, während

welcher in Westindien die Herrschaften zu schlafen pflegen. Er wurde überall mit Achtung und Gastfreundschaft empfangen und versäumte dabei nicht, vortheilhafte Handelsverbindungen, wo solche nicht schon bestanden, anzuknüpfen. Des Nachts traf er mit Sprawl in einem Gasthause zusammen und hier genossen die Freunde gemeinschaftlich ein kostbares Abendessen. Nahe gegen Mitternacht trennte er sich von den Offizieren, um in die Wohnung des Gastfreundes, der ihm eine solche für die Dauer seiner Anwesenheit in Havanna in seinem eigenen Hause angewiesen hatte, zurückzukehren. Es war dunkel und regnerisch, bisweilen blitzte und donnerte es. Beim Scheine eines Blitzes sah Benjie einen Menschen hinter einem Pfeiler des Säulenganges an einem öffentlichen Stadtgebäude lauern. Er erinnerte sich, davon gehört zu haben, daß die spanische Polizei nicht die beste wäre und daß spanisch Westindien von Dieben und Bravo's wimmeln sollte. Es ward ihm daher etwas unheimlich zu Muthe. Inzwischen schämte er sich seiner Furcht und redete sich die Ursache derselben als Romanerzählung aus. Da zuckte ein so blendender Blitz, daß er die Hand vor seine Augen hielt; er glaubte, in der Nähe mehrere Seeleute gehen zu sehen. Plötzlich fühlte er in der rechten Seite unter der Rippe einen Stich, der ihn an die Mauer taumeln ließ. Ein zweites Leuchten des Blitzes zeigte ihm die Gestalt eines Mannes, der sich über ihn hinbeugte. Jetzt stieß Benjamin

einen lauten Schrei aus, fühlte mit der Hand nach seiner Seite, spürte sein strömendes Blut und sank ohnmächtig nieder. Wie aus tiefer Ferne hörte er noch das Geräusch eines wilden Kampfes, der sich in seiner Nähe erhob; dann verschwand sein Bewußtsein gänzlich — — —

Fünftes Kapitel.

Das Erwachen aus der Ohnmacht. Benjamin ist gerettet. Näheres über den Mordversuch und seine Rettung. Weitere Vorfälle in Westindien. Das Erdbeben. Beschreibung von Cuba.

Als Benjie wieder zur Besinnung kam, lag er auf einer Art von Feldbette mitten in einem hohen und geräumigen Zimmer, das man verdunkelt hatte, denn aus den breiten Lichtstreifen, die durch die Fugen der Fensterläden hereinfielen, nahm er ab, daß es heller Tag sein müßte. Sein Bewußtsein kehrte nur allmählig zurück. Lange lag er und sah dem Tanze der Stäubchen im Sonnenstrahle zu. Einige Negerinnen räumten im Zimmer auf und zu einer Nebenthüre konnte man in ein prachtvoll möblirtes Gemach sehen, in welchem sich Damen befinden mußten, weil dort Hüte lagen.

Die Sonne schien freundlich in jenes Zimmer, und dieses verbreitete so viele Helligkeit in Benjies Schlafgemach, daß er im Stande war zu erkennen, wie auch er in einem prächtigen Gelaß sich befinde.

Zu den Füßen seines Bettes standen zwei Personen, welche sich äußerst leise, mehr durch Gebehrden, als durch Worte, unterhielten. Der eine von ihnen war ein seltsam gekleideter kleiner Mann, der durch das auf einem Tische ausgebreitete Geräthe, in dem er herumkramte, sich als einen Barbier auswieß; der andere war fein gekleidet und er war der Arzt, welcher unserm Benjie, mit Gottes Hilfe, das Leben gerettet hatte.

Jetzt wendete er seine Augen zur rechten Seite des Bettes; da saß eine ihm unbekannte Frau, die nachdenklich den Kopf in ihre Hand gestützt hatte.

»Wo bin ich?« fragte Benjie leise und unwillkührlich.

Diese unbedeutenden Worte erregten bei allen Personen, die sich im Zimmer befanden, ein lebhaftes Interesse. Jedermann sah nach Benjie mit unverkennbarer Freude. Der Arzt trat zu ihm und erkundigte sich leise nach seinem Befinden. In gebrochenem Englisch setzte er hinzu: »Das gereicht uns allen und besonders Ihren betrübten Freunden zur großen Freude, lieber Brail, daß wir Sie wieder besitzen.«

»Doktor, sprach Benjie, ich bitte Sie, sagen Sie mir, wie lange ich schon krank bin und wie es um meinen Kleinen, Richard Phantom steht? In wessen

Hause befinde ich mich und wer ist der Herr da unten und die Dame an meinem Bette . . .?

»Oho! Sachte, sachte, lieber Brail, Sie feuern ja eine ganze Breitseite von lauter Fragen gegen mich ab,« sagte der Arzt. »Nur Geduld, das alles wird sich aufklären. Nur getrost, Sir,« fuhr er fort, als er bemerkte, daß Benjie's Auge sich trübte, »Sie sind nicht krank gewesen, wohl aber von einer mörderischen Hand tödtlich verwundet worden. Heute ist der neunte Tag, seitdem Sie sich in Mf. Duquesnés Hause befinden, in dessen Nähe der Mörder Sie anfiel. Ihr kleiner Liebling, Richard, befindet sich ganz in Ihrer Nähe und wird erscheinen, sobald Sie ruhiger geworden sind. Der Herr da unten ist der Barbier, welcher Ihnen vorhin einen neuen Verband umgelegt hat und Sie nun auch von Ihrem Bart befreien wird und die Dame neben Ihnen wird Ihnen selbst sagen, was nöthig ist, um Ihnen Ihre Anwesenheit zu erklären.«

Benjie besann sich jetzt wieder darauf, daß er verwundet worden war. Er reihete in seinem Gedächtniß die Ereignisse zusammen und sann nun verwundert darüber nach, wer ihn wohl aus den Händen des Mörders gerettet haben möchte. Doch die Frau neben seinem Bette unterbrach seine Betrachtungen, indem sie sagte:

»Nun, Mr. Brail, ich hoffe, Sie fühlen sich heute besser, denn Mr. Peak versicherte mir, Sie hätten während der Nacht recht ruhig geschlafen.«

»Vielen Dank,« erwiederte Benjie, »ich fühle mich nur etwas matt, außerdem vollkommen wohl. Gehören Sie, Madame, der Familie dieses Hauses an?«

»Nein, Sir, ich bin die Frau des Kapitains von der amerikanischen Brig, deren Mannschaft durch Sie und Ihren Freund, Herrn Sprawl, vom Verschmachten gerettet ward.«

»Wie,« rief Benjie laut, »so sind Sie jene arme Frau, die ich mit ihrem Kinde in der Kajüte fand?«

»Dieselbe, Sir, und Gott wird Ihnen Ihre Wohlthat lohnen. Mein Mann war oft hier, Sir, um sich nach Ihnen zu erkundigen. Sein Schiff ist an Herrn Duquesné consignirt; wie wird es ihn, wenn er heute zum Essen herkommt, freuen, daß es besser um Sie steht!«

»Wie kam es, daß man mich in dieses Haus brachte? — Dem Namen nach ist Herr Duquesné ein Franzose?«

»Sie wurden ganz nahe an dem Hause verwundet und die Seeleute, welche Ihren Mörder verhafteten und Sie für sterbend hielten, baten, Sie hier hereintragen zu dürfen. Dem Himmel sei Dank, daß Sie in so gute Hände fielen und daß mir Gelegenheit ward, Ihnen als Krankenwärterin ein wenig nützlich sein zu können.«

»Mein Mörder ist verhaftet, Madame?«

»Ja, Sir, jener entsetzliche und zugleich doch auch so unglückliche Mensch ist von den Seeleuten gefangen

genommen worden. So wissen Sie also auch nicht, daß Sie von ihren Freunden auf der Felukke gerettet worden sind?

»Nein, kein Wort, Madame« — entgegnete Benjie erstaunt.

»Nun wohl, ich will Ihnen alles erzählen. Doch ich vergesse, daß Sie sich ruhig zu verhalten haben. Hier, nehmen Sie Ihre Arzenei, seien Sie still und hören Sie mir zu.

»Jetzt nicht, meine gute Frau, Mr. Brail ist zu aufgeregt, wendete der Doktor ein. Erzählen Sie heute Nachmittag und verlassen Sie das Zimmer, damit wir den Kranken rasiren lassen und mit frischer Wäsche versehen können.«

Das geschah. Benjie fühlte sich hernach sehr wohl und nun wollte der Barbier sich entfernen, als sich plötzlich im Nebenzimmer ein unterdrücktes Gelächter erhob. Dann hörte man wieder ein Geklapper, als wenn eine Katze, an deren Füßen Nußschalen befestigt sind, dort umherliefe. Eine feine Kinderstimme sagte einen Satz her, der eingelernt schien. Jetzt waren dort die Vorbereitungen beendigt und nun wurde an die Thür geklopft, ein junger Mann trat ein, öffnete sie weit und da zeigte sich — — —

Die Thüre war also geöffnet, im Vorzimmer rauschte es, wie von seidenen Gewändern und es ertönte eine Harfe als Begleiterin zweier weiblicher und zweier männ-

licher Stimmen, deren Gesang melodisch ertönte, während der kleine Richard Phantom mit gezücktem Kurzdegen auf seinem Schafe zu Benjie hereinritt. Sergeant Quacko marschirte als des kleinen Ritters Knappe nebenher und leitete das Schaf an einem Bande, welches um den Hals des Thieres befestigt war. Die Musik schwieg und der Kleine begann:

Du lag'st in Schmerz und Krankheit darnieder;
Ich rief: O Herr errette ihn.
Da half Dir Gott, der Mächtige wieder.
Ich dank mit frommem Kindessinn.
Nimm nun, du guter Pflegevater,
Was Dir dein Richard bietet an,
Den Glückwunsch einer armen Waise,
Die Dir nichts Besseres geben kann.

Benjamin war gerührt bis zu Thränen. Quacko hob jetzt den kleinen Burschen von dem gewaltigen Reitpferd, auf dem er gesessen hatte und setzte ihn zu Benjie auf das Bette. Der junge Mann verschwendete seine Liebkosungen an den kleinen Liebling, der ihm kindisch zutraulich erzählte, wer ihm das Verschen gemacht, eingelernt und ihn damit herüber gesendet hatte. »Madame Duquesné mir sehr lieb,« schloß der kleine Plauderer, »ich sag' Mama zu ihr. Sie wird gleich kommen und Dich besuchen.«

Wirklich zeigte sich jetzt der Herr des Hauses, begleitet von seiner Gattin und zwei Kindern, die etwa

so alt waren, als Richard und sich schon recht gut mit unserm kleinen Schiffbrüchigen befreundet hatten. Nachdem Benjamin ihre Glückwünsche empfangen hatte, entschuldigte er sich und bat Herrn Duquesné der Unruhe und Unbequemlichkeiten wegen, welche er ihm in seinem Hause verursacht hatte, um Verzeihung.

Benjie empfing hierauf eine gütige Antwort und Herr Duquesné versicherte ihm, daß er ihn nicht eher aus dem Hause lassen würde, bis er völlig wiederhergestellt wäre und dieses schon deßhalb, weil er dadurch einen kleinen Theil von der Schuld abtragen könnte, welche Benjie und Sprawl durch die seinem Freunde Robertson geleistete Hilfe auf ihn häuften. (Robertson war der Name des Kapitains von der Brig.)

Jetzt trat auch Kapitain Sprawl und Robertson herein, und letzterer stattete Benjie auch seinen Dank ab. Sogleich nachher sagte er, daß draußen ein paar Seeleute von der Mücke warteten und bat, ob sie nicht eintreten dürften.

Benjie sehnte sich, seine alten Schiffsgenossen zu sehen. Man öffnete also die Thüre und siehe, die herkulischen Gestalten des muntern Drainings und seines Schüsselmaaten Lennox kamen herein. Drainings war augenscheinlich etwas angestochen, denn sein rothes, bärtiges, verwettertes Gesicht glühte, wie der Himmel, wenn die Sonne nach einem Regentage die Dünste mit Purpur färbt. Dabei war der muntere Bursche seelen-

vergnügt, obwohl durch die Gegenwart der vielen vornehmen Leute und seines Kapitains etwas befangen. Doch nahm er sich ein Herz und trat zu Benjie's Bette, indem er dabei rückwärts schielte, ob ihn sein Kamerad nicht verlassen hätte. Nachdem er so holperig, als möglich, seine Verbeugungen gemacht hatte, begann er:

»Nichts für ungut, meine feinen Herrschaften; aber die Seeleute von der Mücke lassen sich nur erkundigen, wie sich Mr. Brail heute befinden.«

»So ziemlich, mein ehrlicher Kamerad Drainings. Sage den wackern Leuten, daß der Stich des Meuchelmörders nicht so tief ging, um die Erinnerung an meine braven Schiffsgenossen zu vernichten. Ich lasse mich schönstens bedanken für ihre Theilnahme und hoffe das bald selbst thun zu können.«

Drainings lächelte vollkommen selig über dieses Compliment und sah die Anwesenden mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Zufriedenheit und Glückseligkeit an. Doch schien er noch etwas auf dem Herzen zu haben. Benjie fuhr deßhalb fort:

»Wie geht es Euch, ihr guten Leute?«

»Alles wohl, Sir, Gott segne Sie, wir sind alle wohlauf und unermeßlich vergnügt. Aber mit Verlaub, doch soll ich . . .«

Hier war es, als ob dem ehrlichen Burschen ein Zapfen im Hals stecke; der Faden seiner Rede war abgeschnitten und Lennor mußte wieder sein Ruder einschieben.

»Wir möchten Sie gehorsamst gebeten haben, Sir, ob Sie nicht den Kleinen — hier deutete er auf Richard, der zu Benjie's Füßen im Bette spielte — n' mal an 'nem Sonntage nach Tisch zu uns auf die Mücke schicken wollten.«

»Ja, recht gerne, meine Freunde!«

»Nun, ihr wackern Leute,« sprach Herr Duquesné, der bemerkte, daß die Seeleute Anstalten machten, sich zu entfernen, »noch einen Augenblick. Hier ist etwas, womit Ihr die Gesundheit des Herrn Brail trinken könnt.«

Dabei reichte er jedem von Beiden ein großes Stutzglas voll Madeira. Die Matrosen ergriffen die Gläser, hoben sie hoch und sprachen zugleich:

»Ihre Gesundheit, Sir!«

Dann setzten sie dieselben an und im Nu waren beide bis auf die Nagelprobe geleert. Jetzt folgten wieder Verbeugungen, bei welchen sich freilich keine Spur von dem Unterricht eines Tanzmeisters blicken ließ und nun schritten sie seelig und mit dem Bewußtsein, ihre Sache vollkommen geschickt gemacht zu haben, hinaus.

Der Doktor machte nun dadurch der ganzen Scene ein Ende, daß er allen Anwesenden befahl, das Zimmer zu verlassen, denn der Verwundete bedürfe nach so starker Aufregung der Ruhe. Nur Madame Robertson, Quacko und Richard durften bleiben, erhielten jedoch den strengsten Auftrag, sich so still, als möglich, zu verhalten.

Benjie war wirklich sehr ermattet. Er bekam eine beruhigende Medizin und entschlief bald. Erst am andern Morgen erwachte er wieder neugestärkt.

Zu seiner großen Freude fand er Drainings und Lennor im Zimmer, die sein gesammtes Gepäck aus dem Schiffe gebracht hatten.

Nachdem er mit den Seeleuten einige freundliche Worte gewechselt hatte, fiel ihm ein, diese nach den näheren Umständen zu fragen, unter welchen der Mörder, welcher ihn erdolchen hatte wollen, gefangen genommen worden war. Drainings begann hierauf:

»An demselben Abend, wo Sie auf der Strasse angegriffen wurden, waren die Seeleute von der Mücke in der Stadt, um sich dort zu belustigen. Ich und mein Kamerad Lennor, wir beide waren eben im Begriff, vom Wirthshause nach der Felukke zurückzukehren — es war schon etwas spät, Sir.

»Es war eilf Uhr!« sprach Benjie, »ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich um diese Zeit Sprawl und die übrigen Personen verließ.«

»Ja Sir, fuhr Drainings fort, um diese Stunde mag es gewesen sein. Wir schlenderten langsam über den Prado herab nach dem Molo, um im Hafen ein Boot zu nehmen und nach der Felukke zurückzukehren. In den kleineren Strassen ging es damals noch lebhaft her; die Guitarren schwirrten und das Volk tanzte und sang beim Scheine des Lichtes in den Erdgeschossen oder

unter den Piazzas. Dazwischen stürzte ein tüchtiger Sprühregen, es blitzte und donnerte.«

»Wir gelangten endlich in die stille Hauptstrasse, da bemerkten wir beim Scheine eines Blitzes, daß hinter einer Säule ein Mensch lauerte, während Jemand quer durch die Strasse ging. Hilloh! sagte ich leise zu Lennox, der etwas angetrunken war, da wirds was absetzen. Lennox achtete aber nicht auf mich; er war schlaftrunken, zog seine Mütze tiefer über die Ohren und trollte sich weiter.

»In demselben Augenblick hörte ich einen dumpfen Stoß, dem ein schwerer Seufzer folgte und dann ein greller Schrei. Es blitzte jetzt wieder und ich sah den Desperado sich über einen Mann hinlehnen, der im Begriff war, zusammenzusinken. Jetzt ergriff ich Lennox, riß ihn mit mir durch die breite Strasse und traf gerade auf den Mörder, der im Begriff war, sein Opfer mit großer Geschicklichkeit zu berauben und sich dann aus dem Staube zu machen. Ich habe ihm jedoch sein Geschäft versalzen, Sir. Ich gab ihm eins hinter die Ohren, dergestalt, daß er zu Boden sank. Lennox machte sich über ihn her und ich band ihm die Hände, obwohl er mit seinem spitzigen Messer nach uns stieß und sich verzweifelt wehrte. Dann nahm ihn Lennox beim Genick und hielt ihn fest, während ich am nächsten Hause stürmte. Bald erschien der Hausherr; man nahm Sie mit der größten Bereitwilligkeit auf, Sir, und so be-

finden Sie sich denn seit jener Zeit hier im Hause, durch Gottes Hilfe jetzt außer Gefahr!«

»Was ist denn aus dem Menschen geworden, der mich verwundete!« fragte Benjie gerührt.

»Nun, Herr Duquesné sendete sogleich nach der Wache. Diese erschien und mit ihr ein Polizeiagent. Wir wurden alle drei verhaftet, ich und Lennox und der Desperado.«

»Ihr auch verhaftet?« sagte Benjie verwundert, und weßhalb?

»Ja Sir, man führte uns ins Gefängniß, obwohl man uns mit Respekt behandelte und uns gut hielt. Am andern Tage wurden wir verhört und sodann gegen Bürgschaft freigegeben, obgleich Sir Olivier Oakplank gegen dieses Verfahren protestirte.«

»Seltsam!« sagte Benjie.

»Wir würden nicht freigelassen worden sein, wenn nicht Herr Duquesné Bürgschaft für uns eingelegt hätte, Sir. Auch schien man unserer Aussage wenig Glauben zu schenken, vielmehr aber dem Desperado, der sich mit beispielloser Frechheit benahm und uns durch seine Lügen und durch seine Drohungen, die er sowohl gegen den Alkalde (Richter) als auch gegen uns ausstieß, nicht wenig erzürnte.«

»Hätten wir gewußt, daß die Sache so unangenehme Folgen nach sich ziehen würde,« sprach Lennox, so wäre wenigstens von meiner Seite kürzerer Prozeß gemacht worden.«

»Und was hättet Ihr gethan, Lennox?« fragte Benjie neugierig.

»Ich hätte den Spitzbuben todt geschlagen und Sie nach der Felukke gebracht, Sir, wo unser Doktor seine Kunst an Ihnen hätte zeigen können.«

»Heute wird der Alkalde hierher kommen und Sie verhören, Sir, weßhalb auch wir für den Tag Urlaub erhalten haben, weil wir beim Verhör zugegen sein müssen.«

So war es denn auch. Noch an demselben Vormittage wurde Benjies Aussage zu Protokoll genommen. Seine Angaben waren entscheidend und trafen so genau mit dem zusammen, was die Seeleute zu Protokoll gegeben hatten, daß ferner kein Zweifel mehr denkbar war und der Mörder vollkommen überwiesen werden konnte. Sein Läugnen half ihm nun nichts mehr und trotz Benjie's Fürbitte wurde er bald nachher zum Tode verurtheilt.

Etwa vierzehn Tage später, als Brail schon im Stande war, auszugehen, sprach er den Wunsch aus, denjenigen im Gefängniß zu besuchen, der ihm den tödtlichen Stoß beigebracht hatte. Sprawl und andere begleiteten ihn. Der Unglückliche hatte nur noch einen Tag zu leben, denn am nächstfolgenden Morgen, dem eines Freitags, sollte er durch den Strang hingerichtet werden.

Es war fünf Uhr Abends, als Brail, dann seine

Begleiter, die Offiziere und die beiden Matrosen Drainings und Lennox in das Gefängniß kamen. Die Sonne brannte noch immer, es war sehr heiß. Der Delinquent hatte, als die Seeleute eintraten, den Rücken gegen die Thüre gewendet und blickte durch die Eisengitter der Mauer auf eine lange Gasse hinaus. Das Knarren der rostigen Thürangeln störte ihn nicht. Rechts und links von der Thür standen zwei spanische Infanteristen mit aufgesteckten Bajonette, schlanke Männer von schöner Haltung und martialischem Aussehen. Der Beichtvater, ein dicker, kahlköpfiger Carmelitermönch, saß auf einem gepolsterten Stuhl, und schien zu schlafen. Als die Engländer eintraten, wendete er den Kopf zur Seite, sah sie verächtlich und voll Haß an, murmelte einige Worte, die beinahe wie »Eretico condenato!« (Verdammter Ketzer) klangen, schloß die Augen und schien ihre Gegenwart sodann ferner nicht mehr zu beachten.

Der Verbrecher saß auf seinem Bette, hielt ein holzgeschnitztes Crucifix in seinen Händen und stöhnte. Der Schließer trat jetzt zu ihm hin, schlug ihm auf die Schulter und rief: »Steh' auf, Carlos, hier ist der Herr, den du verwundetest.«

Zitternd erhob sich der Elende, nickte bejahend und sah mit scheuem Blick nach Benjie, der denselben Schauder vor ihm empfand, den man fühlt vor einem Raubthier oder einer giftigen Schlange, durch welche unser

Leben bedroht war und die jetzt gefangen oder getödtet uns zu Füßen liegen. Als er die Matrosen sah, die ihn festgenommen hatten, und welche er aus früheren Verhören schon kannte, lächelte er bitter und grimmig.

Benjie betrachtete ihn genau. Er war ein schöner, kräftiger Bursche. Seine Haut war dunkel gebräunt, sein Haar und seine Augen dunkelschwarz, sein Gesicht war nicht unangenehm, regelmäßig und hatte in diesem Augenblick fast einen sanften, rührenden Ausdruck. »Kann dieser Mensch ein Mörder, ein Räuber sein?« dachte Benjie; »welche sanfte einnehmende Züge er hat!«

Allein er war es im vollsten Sinne des Wortes. Dieser Mensch von so angenehmem, Zutrauen erweckenden Aeußern war wirklich ein Straßenräuber und es lastete auf ihm der Verdacht, daß er schon sehr viele Mordthaten begangen haben möchte. Die göttliche Gerechtigkeit hatte ihm bis hieher sein Ziel gesteckt und morgen sollte er sterben. Der Kerkermeister redete ihm zu, Benjamin um Verzeihung zu bitten. Aber da loderte in seinem dunkelglühenden Auge eine heiße, verzehrende Flamme auf, dann sank er stumm und wie ohnmächtig auf das Bett zurück.

»Wohlan,« sprach Brail, »ich, den Du morden wolltest, ich verzeihe Dir. Reiche mir Deine Hand, fuhr er fort, die den tödtlichen Stahl nach mir zuckte.«

Der Desperado griff bebend und hastig nach Benjies Hand, zog aber die seinige schaudernd wieder zu-

rück, erfaßte krampfhaft das Crucifix und begann seine Stoßgebete fortzusetzen. »Ave Maria purissima — Santa Madre — Ora, ora! — klang es.

Der Mönch erhob sich nun, trat an das Bette und setzte seine Andachtsübungen mit dem Unglücklichen fort. Dejadme morir — por Dios, dejadme morir aqui —! seufzte der Mörder. Laßt mich hier sterben, um Gotteswillen! Dazwischen erklangen bald lauter, bald leiser, die Sterbegebete, welche der Mönch murmelte. Die Offiziere verließen schaudernd die Zelle des Elenden. Am folgenden Morgen wohnten sie seiner Hinrichtung bei. So zaghaft er sich im Kerker gezeigt hatte, mit solcher Standhaftigkeit ging er dem Tode am Galgen entgegen.

Als Benjamin nach Hause kam, fand er Briefe von seinem Onkel, in denen er mit mancherlei Geschäften beauftragt ward und den Befehl erhielt, nach Jamaika zu gehen, um auch dort noch einiges zu besorgen. Zugleich wurde er erinnert, sich in der Havanna nicht zu lange aufzuhalten, sondern alles so rasch, als möglich, abzumachen und dabei nicht zu vergessen, daß er seinen Onkel Peter Brail auf seiner Plantage zu besuchen hätte.

Da er durch seine Wunde und die daraus folgende Krankheit bisher verhindert gewesen war, viele Geschäfte abzumachen, so beschloß er, nach England zu schreiben, sich dann noch einige Zeit in Havanna aufzuhalten und

sich dabei die Tage so angenehm zu machen, als nur immerhin möglich. Für den folgenden Tag nahm er die Einladung des Herrn Duquesné an, mit diesem nach der großen Tabak- und Kaffeepflanzung, die Duquesné im Gebirge besaß, zu reisen. Es mochte etwa fünf Uhr am folgenden Morgen sein, als Benjie, Duquesné, Quacko und einige Negerbedienten bereit standen, um abzureisen. Aufgepackt war schon und Volanten und Pferde warteten vor der Thüre. Nachmittags gegen fünf Uhr kamen sie auf Herrn Duquesnés Besitzthum an, nachdem sie während der Hitze des Tages unter einem großen verlassenen Schoppen geruhet hatten, der, beschattet von herrlichen Bäumen, mitten auf einer schönen Grasebene stand. In einem daneben hinrieselnden Bache kühlten sie die zum mitgenommenen trefflichen Frühstück gehörenden Getränke. Der Weg bis dahin hatte sich bald am Seeufer hingewunden, bald mehr landeinwärts zwischen baumbepflanzten Hügeln fortgeschlängelt, und zu mehreren malen führte er an ein kristallhelles, erfrischendes Gewässer, durch welches man hindurchreiten mußte. Gegen Mittag führte der Weg mehr, als es bisher der Fall gewesen war, dem Binnenlande oder dem Innern der Insel zu. Die Reisenden kamen an verschiedenen Zuckerpflanzungen vorüber und endlich an eine neuangelegte Kaffeepflanzung, wo zwischen den schwarzgebrannten Stümpfen der vor noch nicht langer Zeit gefällten Bäume junge Bäumchen empor-

wuchsen und mit rothen Beeren prangten, welche wie reife Kirschen unter dem dunkeln Laube glüheten. Die Reisenden waren so eben durch das rohe Geschrei eines erst vor Kurzem aus Afrika eingeführten Negertrupps begrüßt worden, der unter weißen Aufsehern das Feld bearbeitete, als Benjies Pferd scheu wurde und seinen Reiter abwarf, daß er zwischen einen Haufen verwitternder Platanenstämme fiel, die unter ihm krachten. In demselben Augenblicke flogen unter abscheulichem Gekrächz wohl hundert Geier auf, die an Größe und durch ihre unbefiederten Köpfe den türkischen Hähnen glichen und von einem am Wege liegenden todten Rind geschmauset hatten. Besorgt sprang Duquesné vom Pferde und der kleine Richard, der in einen Sessel festgebunden von einem Neger getragen wurde, der zu Fuß den Marsch mit den Reitern aushielt, dieser kleine Bursche schrie laut vor Schrecken. Aber Benjie hatte keinen Schaden genommen, saß bald wieder zu Pferde, und lachte lauter, als alle andere.

Der Weg führte jetzt jäh abwärts und in die undurchdringlichen Schatten eines Urwaldes. Dieser Uebergang aus hellem Sonnenlicht in tiefes Düster war anfangs beängstigend, bald aber gewöhnten sich die Augen daran. Nach einer Weile hielt Duquesné, und bewirthete seine Reisegenossen im kühlen, grünen Zwielicht des Forstes mit einem Glase Wein. Dann wurde der Weg weiter fortgesetzt; er ward immer ungebahnter und

felsiger. Ueberall trat trockner grauer Kalkstein hervor; von Unterholz fand sich keine Spur, aber zwischen den Steinspalten erhoben sich gleich mächtigen Säulen die riesigen Bäume. Immer düsterer ward der Waldschatten und Nachmittags vergällten die lästigen Mosquitos durch ihre unzähligen schmerzhaften Stiche die Freude am Genusse dieser hehren Naturscene.

Da rief Duquesné: »Seht, wie sich auf jenem Baume die beiden Guana's verfolgen.«

Guana nennt man eine in Westindien einheimische Eidechse, welche von überaus häßlicher Gestalt ist, aber ein sehr wohlschmeckendes Fleisch hat. Diese Lurche werden drei bis vier Fuß lang, nähren sich von Insekten, Vegetabilien und dergl. Besonders stellen sie den Scorpionen, Tausendfüßen und andern giftigen Kerfen nach, von denen sie eine große Menge vertilgen, wodurch sie sehr nützlich werden. Ihr weiter Rachen ist mit sehr scharfen und spitzigen Zähnen versehen. Man stellt den Guanas nach, weil ihr Fleisch für einen Leckerbissen gehalten wird. Besonders die Neger thun dieses; doch verschmähen es auch die Europäer nicht.

Die Reisenden hielten an, um die häßlichen Eidechsen zu betrachten, die ein Gleiches thaten, als würden sie von der Neugierde der Menschen angesteckt. Das größere der Thiere blieb ruhig auf einem Aste, etwa sechs Ellen hoch über dem Kopfe des Negers, der den kleinen Richard Phantom trug. Das Kind lehnte sich

auf seinem Stuhle zurück, um die Kreatur recht zu betrachten. Da fiel plötzlich ein Schuß, der alle nicht wenig erschreckte. Benjie, der etwas vorausgeritten war, blickte zurück auf den Baum; da hing die Guana mit ihren beiden Hinterfüßen und ihrem langen Schweife und zappelte und grinsete in Todesangst. Der Neger, der geschossen hatte, ein Aufseher auf Duquesnés Pflanzung, kam jetzt zum Vorschein und in dem nämlichen Augenblicke fiel das drachenähnliche Thier auf den kleinen Richard herunter, der, festgebunden an seinen Stuhl, nicht entrinnen konnte. Das arme Kind schrie entsetzlich, als es von der Eidechse umwunden und von deren scharfen Klauen und Krokodillsrachen bedroht ward. Das Thier biß jetzt den Kleinen in den Arm, die Neger heulten, Duquesné fluchte und faßte den Schwanz des Geschöpfes, wagte aber nicht, es wegzureißen, weil er fürchtete, es würde dann den Knaben noch gefährlicher verletzen. Der Neger, der das Kind auf dem Rücken trug, sprang vor Furcht heulend, wie unsinnig umher. Die Guana aber hielt fest; bis Benjie heranritt, und mit den Worten: »Lassen Sie mich machen, Mr. Duquesné,« das Thier, dessen Zähne noch Richards Aermel gepackt hielten, durch einen einzigen Zug wegriß, worauf der Neger es vollends tödtete. Im Ganzen war der Unfall ziemlich glücklich abgelaufen, indem die Guana mit ihren Zähnen nur Richards Kleider gepackt hatte.

Der Pfad brachte nun die Gesellschaft der hohen,

weißen Hinterwand von Herrn Duquesnés Wohnhause nahe, das hart am Waldrande stand. Es war ein großes, steinernes, aus zwei Stockwerken bestehendes, viereckiges Gebäude, mit einem Hofe in seiner Mitte und Gallerien in beiden Stockwerken rings um den Hof herum, nach der Art der Häuser altspanischer Adeliger, wie man sie in maurischen Städten, z. B. in Sevilla, Granada und dergl. häufig noch findet. Die Reisenden saßen vor einem großen, gewölbten Thorweg ab und gingen in den Hof, in dessen Mittelpunkt sich ein tief in den Felsen gehauenes Becken mit dem klarsten und kühlsten Wasser befand, an dessen Rande in künstlichen Steinhöhlungen Platanen von zwanzig Fuß Höhe standen, so daß ihre Wipfel bis an die obersten Fenster des Gebäudes reichten. Aus der Mitte des Beckens heraus sprudelte ein Springquell zwischen dem breiten und zackigen Laubwerke. Im kühlen Schatten dieser Bäume blüheten, auf kleinen, von zarten jungen Buxbaumhecken eingefaßten Beeten im herrlichsten Mosaik die schönsten Blumen zwischen Myrrten und anderem Immergrün. Die Pfeiler des Säulenganges oder der Piazza wiesen sich von doppelten Jasmin umschlungen, der bei jedem Windhauche seine weißen Blüthen herabsendete. Alle diese prachtvollen Blumen und Sträucher aber wuchsen in der wenigen Erde, welche in die Felsspalten gebracht worden war, so daß sie mehr vom Wasser, als vom Erdboden, sich zu nähren schienen.

Das Innere des geräumigen Wohnhauses zeigte mehr Behagliches, als Prunkendes; die großen, lustigen Gemächer öffneten alle auf den kühlen Hofraum, waren aber mit Ausnahme des leidlichen Speisesaals, der Frauengemächer und eines Gesellschaftszimmers nur unbedeutend möblirt. Sie wurden alle mittelst der üblichen plumpen hölzernen Balkone erhellt, wie sie in Westindien üblich sind, und die im Gegensatze zu den Glasfenstern mehr dazu dienen, die Hitze abzuhalten, als das Tageslicht herein zu lassen.

Vor dem Hause und zu beiden Seiten desselben befanden sich die großen, terassenförmig angelegten, mit Rändern eingefaßten und ganz mit Kalkrinde überlegten Platformen zum Dörren des Kaffees in der Sonne. Der kleine Richard hielt die Kaffeebeeren für Kirschen, bis ihr schlechter Geschmack und ihre steinige Beschaffenheit ihn anders belehrten. Weithin breiteten sich die Kaffeepflanzungen aus. Nördlich im Winkel des gelichteten Raumes befanden sich die Wohnungen der Neger; südwärts erblickte man eine große Wiese mit üppigem Guineagrase, wo Stiere und Maulthiere weideten, während am Rande hin sich der grüne Urwald dehnte.

Alle waren sehr ermüdet, so daß sie sich nach eingenommener Mahlzeit bald zur Ruhe begaben. Am folgenden Morgen um sieben Uhr ward beim Frühstück beschlossen, einen Ritt nach der Küste zu machen, von

der, wie Herr Duquesné versicherte, ungeachtet des langen Marsches und der vielen Krümmungen des Weges man kaum drei Meilen entfernt wäre. Nachdem Benjie, der den kleinen Richard vor sich auf seinem Pferde sitzen hatte, in Gesellschaft seines Gastfreundes etwa eine halbe Stunde geritten war, auf einem in den undurchdringlichen Wald gehauenen Wege, gelangten sie an ein kahles, vom Sturm zerpeitschtes Vorgebirge, das von der Sonne versengt und verbrannt, aus rothem Thon und grauem Gestein bestand und so schroff über das Meer hinhing, daß dadurch der Anblick des Ufers dem Auge auf eine gute Strecke entzogen wurde. Ferne draußen auf der See braußeten die Wogen, denn es ging ein tüchtiger Wind. Nach der Hurtigkeit zu urtheilen, mit welcher die weißen Segel auf der Wasserfläche wie Federn oder Schneeflocken dahinweheten, mußte er sehr stark sein. Küstenfahrer, die von der Rhede aus die Hafenbucht besuchten, verschwanden plötzlich für eine Weile, bis sie durch die Entfernung zur Größe von Seevögeln herabgebracht, sich wieder zeigten und leise auf der spiegelglatten Fläche der kleinen Bucht dahinglitten, dann ihre kleinen weißen Segel einzogen und auf dem Ankerplatze, Barquediera genannt, sich fest legten.

Jetzt schlug Herr Duquesné einen andern Weg ein und die Reisegenossen hatten sich nun auf demselben herrlicher Ansichten zu erfreuen. Um gegen die Strahlen

der untergehenden Sonne geschützt zu sein, verzehrten sie, als sie am Abend nach Hause zurückgekehrt waren, ihr Mahl auf der östlichen Seite des Hauses, unter den Pfeilern. Das Wasser aus dem Becken inmitten des oben beschriebenen Hofraums ward zu ihnen her durch einen in den Fels gehauenen Canal geleitet, an dessen Rande üppiger Lotos wuchs. Sie hatten gegessen und der goldene Lufthimmel über ihnen schmückte sich mit funkelnden Sternen, während die unfehlbaren Verkünder des Abends, die lästigen Mosquitos, sie umschwärmten. Die schönen Wasserlilien falteten ihre Silberblätter zusammen, ehe sie sich auf ihrem wogenden Pfühle zur Ruhe begaben und eine Blume nach der andern senkte sich nun für die Nacht unter die Oberfläche des Wassers. Plötzlich aber tauchten viele von ihnen wieder auf; der Wasserstrudel im Becken ward immer schwächer, endlich verschwand das Wasser mit einem gurgelnden Getös und ließ das Becken so trocken, daß die Fische in letzterem wie Silberplatten auf dem grünen Grunde von Wasserpflanzen lagen. Plötzlich aber füllte das Becken sich wieder, wie es sich vorher geleert hatte, auf dieselbe unerklärbare geheimnißvolle Weise und mit demselben Gurgeln.

»Was war das?« rief Benjie, der mit Richard an der Quelle gestanden und dem Kleinen die Fische im Becken hatte sehen lassen.

Auch Duquesné und dessen Verwalter traten herzu.

Mancherlei Vermuthungen wurden ausgesprochen über dieses seltsame Phänomen. Da verschwand, wie vorhin, das Wasser nochmals. Jetzt hörte man zu gleicher Zeit, so lange das Becken trocken lag, ganz deutlich im Innern der Erde ein dumpfes, dem Widerhall einer fernen Kanonade ähnliches Rollen.

»Ich müßte mich sehr irren,« sprach Herr Duquesné ernst, wenn das nicht nach so langer Hitze und Dürre der Vorbote eines Erdbebens wäre. Gott gebe, daß es ohne große Zerstörung vorübergeht.«

Der nächste Tag war zu einem Ritt nach der schönen bereits erwähnten Hafenbucht bestimmt. Seit Wochen schon war das Wetter, selbst für dieses Klima, ungewöhnlich heiß gewesen und der Erdboden zeigte sich durch die anhaltende Dürre versengt und aufgeborsten. An einigen Stellen waren die Risse oft Fuß breit und viele Ellen tief und das Laub hatte eine europäische, herbstgelbe Färbung angenommen. Während der Zeit hatte man heftige Erdstöße verspürt, die allgemach an Stärke und Dauer zunahmen und es ließ sich diesen Umständen gar wohl das Verschwinden und Wiederkehren des Wassers im Becken zuschreiben.

An dem heutigen Tage war kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Ueber Land und Wasser hing ein blauer, heißer, blendender Dunst und alle Gegenstände zitterten im Lichte, als stiege aus Erde und Meer ein dünner, glühender Qualm hervor. Die Sonnenscheibe

wieß sich röthlich und wie vergrößert, die gewohnte Seebriese blieb aus und ringsum herrschte Stille. Das Vieh hatte sich an das kleine Gewässer begeben, wo es regungslos, wie von der Hitze bewältigt, widerkäuend lag. Kein Vogel hüpfte auf den Zweigen der Bäume, sogar die Eidechsen rührten sich nicht.

Von der Höhe der Waldschlucht her hatte man schon Vormittags ein unerklärbares Geräusch vernommen; einigemal braußete es jetzt über die Köpfe der Reisenden weg, wie wenn der Wind durch Bäume rasselt. Dennoch regte sich kein Lüftchen. Ein anderes mal hörte man unterirdisches Rauschen und Rollen, das anfänglich fernem Donner glich, dann aber sich in deutlich von einander abgesonderten Schlägen kund gab. Hierauf folgte ein Zischen oder Sausen in den Lüften, das jedoch von dem vorhinerwähnten Zischen oder Sausen durchaus verschieden war. Das erschreckendste Getös aber ward durch das Geschrei eines Kranichs abgegeben, das sich von Zeit zu Zeit, einem schmetternden Trompetentone ähnlich, vernehmen ließ. Alle diese seltsamen Töne und Vorzeichen waren während des Vormittags bemerkt worden, so daß Herr Duquesné daraus auf einen bevorstehenden Orkan, der Plantagenverwalter dagegen auf ein nahes Erdbeben schloß. Inzwischen dauerte, ohne daß sich weiter ein Ergebniß zeigte, während des Tages die allgemein herrschende Stille fort.

Als sich die Sonne zum Untergang neigte, sprach

Herr Duquesné zu seinen Begleitern: »Kommen Sie, wir wollen jetzt zur Hafenbucht hinab; dort wird die Luft frischer sein, als hier.«

Als man nun das östliche Vorland der Bucht erreicht hatte, war die Sonne ihrem Untergang nahe und färbte das ruhige Meer, so weit das Auge reichte, mit blauschillerndem Purpur. Die Sterne schienen größer zu sein, als sonst und einige von ihnen waren mit leichten Dunstkreisen umringt. Als der Abendstern, die prächtige Venus, am östlichen Himmel heraufstieg, glich er einem kleinen Monde.

Die Reiter ritten einen im Zickzack laufenden, in den Felsen gehauenen Weg hinab, bis sie an die schöne weiße Bucht gelangten, welche hoch droben der Gegenstand ihrer Bewunderung gewesen war. In langen, purpurfarbenen Wellen rollte der Meeresschwall von der Höhe zum Ufer heran und tönte da, wo er am felsigen Cap sich brach, wie das Getös in einer nicht allzu entfernten Stadt. In der Bucht war alles still und die Wasserfläche in derselben klar und glatt, wie ein Spiegel.

Obschon die Sonne noch sichtbar war, hatte doch auf der gegenüberliegenden Seite des Ankerplatzes der hier etwa eine Viertelmeile breit sein mochte, sich alles in dichten Schatten gehüllt und die Bäume und Büsche spiegelten sich in scharfen Umrissen in der Fluth ab. Auf der Buchtseite, auf welcher sich die Reiter befanden,

war am obern Ende ein kleines hölzernes Werft in die See hinausgeführt, d. i. ein Balkengerüst, auf welchem Schiffe gebaut werden. An dem Werft lag eine Schaluppe, deren aufgehißte Segel bei der herrschenden Windstille schlaff herabhingen. Auf dem Werfte schritt ein einziger Neger auf und ab und rauchte. In dem stillen Wasser war sein Schatten so scharf abgezeichnet, als wäre darin ein Doppelgänger von ihm zu sehen. Mitten in der Bucht ankerte ein großer, schwer betakelter, dem Anschein nach bewaffneter Schooner, auf dessen Verdeck man bald geschäftig ward, zwei Böte auszusetzen.

»Was ist das für ein Schiff?« fragte Benjie.

»Es ist ein Spanier, der Kaffee laden will;« entgegnete Herr Duquesné und setzte lächelnd hinzu: »Vielleicht hat er eine Ladung Sclaven hierher gebracht.«

Plötzlich rief eine Stimme unserne von dem Platze, woselbst sich unsere Freunde befanden, zum Schooner hinüber: »Eilet, mich abzuholen, denn das Wetter kommt mir sehr drohend vor.«

Das Boot kam allgemach heran und neben den Felsen unter den Bäumen hervor kam eine hohe Gestalt in der Kleidung eines spanischen Seemannes. Ihr folgte ein Mann in langer, schwarzer, faltiger Tracht. Beide begrüßten unsere Freunde. Herr Duquesné erkannte den Schiffer. Er war Bürger von Havanna und beschäftigte sich allerdings, wie er vorher schon richtig angegeben hatte, mit dem Sclavenhandel.

»Seit wann seid Ihr zurück, Caridad?«

»Erst seit acht Tagen, Nachbar,« erwiederte der Schiffer ernst und winkte Duquesné auf die Seite, wo er sich einige Augenblicke leise und angelegentlich mit ihm unterhielt. Dann trennten sich beide, der Spanier stieg in das Boot, woselbst der schwarzgekleidete Fremde dem Anscheine nach in Trauer und tiefe Gedanken versunken, Platz genommen hatte.

Die Matrosen schoben nun ab und Duquesné rief noch sein »Fahret wohl« hinüber. Da wendete sich der schwarzgekleidete Fremde um, und erhob das bleiche Gesicht. Er sah gedankenvoll nach Benjamin und dieser betrachtete ihn, so gut es das Zwielicht gestattete. Wie sich beider Augen begegneten, ergriff jeden eine dunkle Ahnung. Benjamin dachte: »Dieses Gesicht ist mir bekannt; irgendwo habe ich diese Züge schon gesehen — aber wo?«

Gleiche Gedanken schien auch der Fremde zu haben, denn er erhob sich, legte nachdenklich die Hand an die Stirne und schien angestrengt nachzudenken. Dann ließ er sich nieder und bedeckte das Gesicht mit dem faltigen Gewande. Jetzt erreichte das Boot den Schooner und bald war der Fremde unter Deck verschwunden.

Der Schooner warf jetzt einen zweiten Anker aus, nahm Topmaste und Raaen herunter, hißte seine Boote ein und traf noch mehrere Vorsichtsmaßregeln, um das Fahrzeug für die Nacht sicher zu legen. Man hörte

viel Geschäftigkeit, konnte aber nichts mehr sehen, weil es zu dunkel wurde.

Endlich ward alles still; die Feuerfliegen fingen nun an, unter den Bäumen zu leuchten und Duquesné machte sich mit Benjamin und den übrigen Begleitern auf den Rückweg.

»Wer war der Mann im Boote?« fragte Benjamin.

»Ich weiß es nicht,« sagte Duquesné. Caridad erkundigte sich sehr angelegentlich nach Ihnen, Brail.«

»Weßhalb?« fragte Benjamin neugierig.

»Er hat Ursache, vorsichtig zu sein und liebt es nicht immer, daß die Regierung weiß, an welchem Orte er sich mit seinem Schiffe befindet. Er ist Sclavenhändler, Schleichhändler, vielleicht zuweilen auch etwas Schlimmeres und wagt es, den Gesetzen zu trotzen, oder wenigstens, er nimmt es nicht genau damit. Deßhalb kann man ihm nicht verdenken, daß er Vorsicht gebraucht und unbekannte Leute kennen lernen will.«

»So vermuthete er, ich möchte ein Polizeiagent oder etwas dergleichen sein?« sagte Benjie lächelnd.

»Allerdings,« und überdieß bin ich selbst froh, daß ich seinen Verdacht widerlegen konnte,« rief Duquesné, »denn ich habe schon allerlei Geschäfte mit ihm gemacht, von denen nur *wir beide* Vortheil zogen.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Benjamin neugierig.

»Nun denn, so will ich so klar, als möglich mit

Ihnen reden,« antwortete Duquesné lächelnd. »Sehen Sie, in Jamaika gibt es wohlfeile englische Fabrikate, z. Ex. Linnen, Wollenwaaren, Stahl- und Messingarbeiten, Branntweine und dergleichen Artikel. Die spanische Regierung fordert von all diesen Handelsgegenständen einen sehr hohen Zoll, den ich und Caridad nicht Lust haben, zu bezahlen.

»Nun wohl,« rief Benjie, »da müssen Sie ja diese Waaren nicht einführen.«

»Parbleu!« mit was soll ich dann handeln, Sir?« platzte Duquesné heraus. »Sehen Sie, Sir,« fuhr er dann ruhiger fort, »Caridad schafft mir diese Artikel, so viel ich deren nöthig habe, heimlich ans Land und den Eingangszoll, den wir der Regierung zahlen müßten, stecken wir ein. Verstehen Sie mich jetzt?«

»Ganz gut, Herr Duquesné,« rief Benjie lachend. »Nehmen Sie sich aber in Acht, Sir, daß die Zollwächter nichts davon inne werden, sonst dürfte Ihnen diese Schmuggelei theuer zu stehen kommen.«

»Pah!« rief Duquesné, »ich werde wohl so viel verdienen, daß ich die Strafe zahlen kann, wenn sie mich auch einmal ertappen. Ueberdieß ist Caridad klug und dabei ein rechtschaffener Bursche, wie nur einer, der eher sein Leben aufs Spiel setzt, als daß er sich erwischen ließe. Ich will Ihnen Briefe mitgeben nach Jamaika, wo Sie ihn treffen, denn er segelt zwischen heute und morgen dahin ab. Er kann Ihnen von

großem Nutzen sein, denn er kennt alle Handelsverhältnisse in Kingston und Port Royal auf das Genaueste. Auch dürfen Sie ihm getrost vertrauen, denn er ist durch und durch ein ehrlicher Mann, wenn er es auch mit dem Zoll nicht so genau nimmt.«

»Ich werde Ihnen dankbar sein, Herr Duquesné,« rief Benjie, dem es nicht unangenehm war, die Bekanntschaft des Spaniers machen zu können, erstlich um des Vortheils, und fürs andere, deßwillen, um erfahren zu können, wer jener Mann in der schwarzen Kleidung wäre.

Plötzlich hielt Benjie seinen Maulesel an, während sie am Rande der Bucht dahinritten und rief, indem er auf die See zeigte: »Ha! was ist das?«

Das Wasser in der Bucht zitterte, und der Widerschein der Sterne schwankte in demselben. Nicht lange währte es, so sprangen aus der Fluth mehrere Fische wie erschreckt hervor und bewegten in kreisenden Ringen die Wasserfläche, oder schwammen mit hervorgestreckten Köpfen hurtig zur Bucht hinaus. Aus den Büschen flogen Eulen mit heiserem Geschrei hervor und über die Wasserebene weg. Benjie glaubte, einen leisen Erdstoß zu verspüren. Wieder erhob sich ein gewaltiges Rauschen wie von fernem Winde, ganz so ein geheimnißvolles Getös, wie man es bereits am Vormittage gehört hatte, in welches sich jetzt einzelne, entferntem Kanonenfeuer gleichende Schläge mischten. Es ward deutlich, wie

ein furchtbarer Beweis von Gottes Allmacht herannahe. Die Maulthiere blieben stehen und die Reiter trieben sie nicht an; sie rührten sich nicht von der Stelle, ein unerklärbarer Zauber hielt sie wie festgebannt. Wozu hätte Flucht auch genützt? Wo hätten sie sich vor Ihm verbergen können, Dem Finsterniß wie Mittagslicht ist und dessen Allgewalt alle Räume durchdringt?

Das Wasser in der Bucht begann nun zu ebben, so daß es sich auf etwa zwanzig Schritte vom Ufer zurückzog und an diesem eine breite, weiße Sandfläche da zeigte, wo vorher nur ein schmaler Kieselstreifen sichtbar gewesen war. Augenblicklich jedoch braußete die Fluth unter mehr denn zehn Fuß hohem Aufwallen der schäumenden Wogen so donnernd gegen das Felsgestade, als würde sie vom entsetzlichsten Sturmwinde gepeitscht. Fast in demselben Augenblicke ward von dem großen Felsen über ihnen eine Steinmasse losgerissen, die mit donnerndem Getös und mit stets wachsender Geschwindigkeit und Weite ihres Herabspringens, niederstürzte daß man sie deutlich zwischen Thal und dem Lufthimmel gewahrte. Sie rollte auf Pistolenschußweite in das Meer, und konnte einem unter zischendem Aufschäumen verlöschenden Feuerbrande verglichen werden. Ueberall von der Höhe fielen dürre Bäume, Sand, und Erdschollen herab und von den Bäumen ward der Thau wie ein Diamantenschauer geschüttelt. Die Mannschaft auf dem Schooner schrie laut, Vögel kreischten, Thiere

heulten, die Maulesel bäumten sich, als unter ihren Füßen der Erdboden bebte, und ihr Angstgeschrei war durchaus nicht mit Tönen zu vergleichen, wie man sie sonst wohl von vierfüßigen Kreaturen hört. Die Schaluppe am Werfte ward auf einer Schnellwoge bergehoch gehoben und dann auf den Strand geschleudert, und der Schooner, der anfänglich bei der plötzlichen und tosenden Ebbe Anker geschleppt hatte, ward jetzt mit so entsetzlicher Heftigkeit gegen das Werft getrieben, daß Benjie glaubte, er würde an diesem scheitern müssen. Allein die zurücktosende Brandung nahm ihn mit, so daß er in der nächsten Minute zur Bucht hinaustrieb. Seine beiden Ankertaue waren gerissen.

Duquesné eilte jetzt mit seinen Begleitern nach Hause, wo er alles in großer Verwirrung fand. Die Mauern und Giebelsparren krachten an mehreren Stellen und durch das Einsinken der ersteren wurden zwei Fensterrahmen aus ihren Fugen gezogen. Die Feldneger kamen voll Schrecken herbeigerannt, während die Hausdienerschaft nicht minder geängstigt war. Inmitten all' dieses Wirrwars sprang der schöne Wasserstrahl zischend und plätschernd aus dem Felsboden hervor und bespritzte das Laub umher so freudig, als ob er nimmer durch irgend Etwas gestört gewesen wäre.

So endigte der Besuch auf der Kaffeeplantage des Herrn Duquesné. Am folgenden Morgen kehrte er mit seinem Gaste Benjie und dem kleinen Richard wieder

nach der Havanna zurück. Wir haben nun unsern lieben Lesern, ehe wir mit unserm Benjie und seinem kleinen Pflegling Richard Phantom gänzlich aus diesem wunderbaren Lande scheiden, zum Schluß dieses Kapitels noch eine kurze Beschreibung der großen schönen Insel Cuba*) zu geben.

Cuba, von Columbus bei seiner ersten Reise 1492 entdeckt, und für ein Continent angesehen, ist zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Grade nördlicher Breite gelegen. In dieser Richtung ist diese Insel indeß nur schmal, nur an einem einzigen Ort hält sie von Norden nach Süden einige 40 Seemeilen. Bei den übrigen hingegen schmälert sie sich bald mehr bald minder im Westen zu wenigen Meilen.

Der Länge nach, nämlich von Osten nach Westen, ist dagegen ihre Erstreckung sehr bedeutend. Sie nimmt nämlich volle eilf Längengrade ein.

Ihre Gestalt ist sonderbar. Aus einem ziemlich breiten Fuße steigt gleichsam ein bogenförmiger Ast von Südosten nach Nordwesten hervor, und endigt sich in Westen beim Cap St. Antonio in eine kaum anderthalb Seemeilen schmale Spitze.

Fast die ganze Insel ist mit einer Menge kaum aufzuzählender kleiner Inselchen und Riefe eingefaßt.

---

*) Siehe Zimmermanns Erde und ihre Bewohner. Theil II.

Nur der südlichste Theil von Cuba ist davon frei. Sie liegen theils gruppenweise, theils einzeln um sie her. Nur eine derselben ist von einiger Bedeutung, nämlich die Fichten-Insel (Isla de Pinos) am südwestlichen Ende.

Die spanischen Nachrichten geben den ganzen Umfang von Cuba zu 600 spanischen Seemeilen an. Sie hat mehrere bedeutende Gebirgsketten. Eine derselben soll, den älteren Karten zufolge, der Länge der Insel nach darüber hinlaufen; auch findet sich eine Reihe von Gebirgen unweit des südlichsten Endes des hier als Fuß angenommenen Theils der Insel unfern der Küste unter dem Namen Sierras del Cobre. Aehnliche Bergreihen zeigen sich an der westlichsten Spitze.

Diese Gebirge sind nicht arm an Mineralien. In den älteren Zeiten soll man 2000 Centner Kupfer daraus erzielt haben, und alle Kanonen des Hauptforts der Havanna, El Morro, wurden davon gegossen.

Auch rühmte man damals das Gold von Cuba, und zog es selbst dem von St. Domingo vor. In unsern Zeiten ist indeß von allen diesen Minen nicht mehr die Rede; wahrscheinlich hatte der einträglichere Anbau der Stapelwaaren Westindiens diese Gruben verschüttet.

Cuba hat zwar keine bedeutenden Flüsse, wenigstens keine schiffbaren; an sonstigen Gewässern zählt man dagegen 148, hierin sind dann gleichfalls die Teiche mit eingeschlossen.

Ohne uns hier in die politische Geographie weiter einzulassen, verdient dennoch die Havanna, der Hauptort der Insel, als einer der ersten Stapelplätze von Amerika, ja der ganzen Erde, einer Erwähnung.

Alle Waaren der alten und neuen Welt, sowohl die, welche von Europa nach dem spanischen Amerika, oder von dort aus nach Europa verschifft werden sollen, müssen hier verpackt, niedergelegt und registrirt werden. Welch' ein ungeheuerer Verkehr, und wie muß nicht hierdurch der Wohlstand der Stadt und ihre Bevölkerung zunehmen!

Der Hafen ist einer der sichersten und größten, er kann gegen 1000 Fahrzeuge aller Art aufnehmen, nur sind die Kriegsschiffe wegen der Untiefen genöthigt, durch einen engeren Kanal ein- und auszulaufen. Obgleich von einer Kette von Hügeln eingefaßt, ist er indeß nicht gänzlich gegen sehr heftige Orkane geschützt.

Zur Vertheidigung dieses wichtigsten Handelsplatzes des spanischen Amerika dienen besonders zwei Forts: das Castel El Morro, (man sieht dieß zuerst bei der Ankunft,) und das nur erst nach der Einnahme der Havanna durch die Engländer 1763 erbauete Fort Don Carlos de la Cavana. Diesen folgt noch eine bedeutende Anzahl kleinerer festen Schlösser, womit die Hügel, welche die Stadt umgeben, besetzt sind. Dieß gibt der Havanna für den ankommenden Reisenden einen reizenden Anblick.

Die Stadt liegt an der Westseite des Hafens, und berührt hinterwärts die beiden Arme des Flusses Lagida. Die Häuser sind übrigens größtentheils nur niedrig, die Strassen jetzt bis auf die Vorstadt gepflastert. Sie hält außer einer Menge Klöster und prächtiger Kirchen, den Palast des Generalkapitains, ein großes Hospital, welches 12000 Stück von Achten Einnahme hat, das See-Arsenal, und viele große zum Schiffbau gehörende Magazine. Vorzüglich ist die Faktorei oder Fabrik des so berühmten Tabacks zu bemerken; ihre Erbauung und ganze Einrichtung kostete dem König 200,000 Piaster.

Ein Hauptmangel der Stadt ist gutes Trinkwasser. Man hilft ihm durch Cisternen einigermaßen ab.

Die Anzahl der Einwohner muß wahrscheinlich über 30,000 betragen, da bereits für Baracoa, die älteste, aber jetzt nur dem Range nach, die zweite Stadt, diese Summe angegeben ist.

So wie überhaupt die bedeutenden Städte Westindiens, setzt die sonderbare Mischung der Neger, Mulatten und Weißen auf den Strassen den Ankommenden in Verwunderung. Die Weißen zeigen sich nur selten zu Fuß. Zum Kirchgange oder bei vorkommenden Gelegenheiten sind sie verhüllt. Die Neger und Mulatten tragen Strohhüte, grobe Hemden und weite Beinkleider.

Noch seltener sieht man bei Tage Frauenzimmer von Stande.

Die Kultur ist hier noch weit zurück. Die Universität und viele der Erziehungsanstalten sind in den Händen der Dominikaner; indeß haben auch einige andere Orden Lehranstalten errichtet. Hier besteht auch jetzt eine patriotische Gesellschaft, welche zugleich wöchentlich zweimal eine Volksschrift bekannt macht.

Auch die Vergnügungen der Einwohner verdienen kein großes Lob. Sie bestehen in Stier- und Hahnengefechten, und herumziehenden Comödianten und Gauklern, denn das stehende Theater ist von hier nach Mexiko gewandert.

Seit der gänzlichen Abtretung von St. Domingo an Frankreich ist gleichfalls der oberste Gerichtshof oder vielmehr das Appellationsgericht hieher verlegt.

Das Innere der Insel Cuba hat große Strecken Waldung, ist wenig bekannt, und wird wenig besucht. Man findet daher keine Gasthöfe, und hängt lediglich von der Gastfreundschaft der wirklich gutmüthigen Bewohner ab.

Außer der Havanna und Barakoa ist St. Jago, die vormalige Hauptstadt, zugleich der Sitz des Bischofs, noch jetzt die wichtigste. Sie soll auf 20,000 Menschen enthalten. Puerto del Principe wird auf 30,000 angegeben.

So wenig vortheilhaft dieß Bild von dieser großen fruchtbaren Insel auch wirklich ist, so zeigt sich dennoch auch hier das Fortschreiten zum Besseren. Sowohl der

Anbau als der Handel und die Künste, freilich dann auch der Luxus, sind im Steigen, und die Ausfuhren haben sich, so wie die Population, besonders in den letzteren Zeiten sehr gehoben.

Raynal gab vormals die gesammte Volkszahl nur zu 276,000 Köpfen an; jetzt soll sie 500,000 betragen. Sind hierunter indeß wirklich nur 28,766 Neger, so scheint diese Angabe deßhalb übertrieben, weil die Zahl der Schwarzen gewöhnlich in Westindiens Kolonien bei weitem die der Weißen und der Mulatten übersteigt.

Der Werth der auf Cuba angebaueten Stapelwaaren hat sich besonders in den letztern Jahren des verflossenen Jahrhunderts beträchtlich vermehrt.

Merkwürdig ist es, daß die nur erst 1764 von einigen Ansiedlern aus Florida herüber geführten Bienen sich so erstaunlich vermehrt haben, daß bereits 1794 auf 20,000 Aroben Wachs (zu 25 Pf.) ausgeführt wurden.

Sechstes Kapitel.

Benjie reist mit seinen Begleitern nach Jamaika. Das brennende Schiff. Unnöthige Furcht. Ankunft in Jamaika. Die Ballohoo wird aus dem Hafen entführt. Kampf mit den Piraten. Benjie reist zu seinem Onkel Peter Brail. Caridad. Richard findet seine Aeltern wieder. Schluß.

Nach herzlichem Abschied von Herrn Duquesné und dessen gütiger Gattin, deren liebevoller Aufnahme und gütiger Pflege Benjamin Brail so viel verdankte, ging er mit Quacko, der das Gepäck schon besorgt hatte und den kleinen Richard auf dem Arme trug, an Bord der Brig Ballohoo, um auf derselben die Ueberfahrt nach Jamaika zu machen. Die Reisenden betraten das Verdeck, als die Nacht bereits eingebrochen war. Man bereitete alles zur Abfahrt vor, die in aller Frühe des andern Tages stattfinden sollte. Die aus Negern, Farbigen, und dann aus Engländern und Spaniern bestehende Mannschaft war theils im Takelwerk, theils mit dem Unterbringen der Ladung beschäftigt. Letztere bestand in Campescheholz, einer Holzgattung, welche zum Färben benützt wird, dann in Ochsenhäuten und Taback; der Geruch der beiden letztgenannten Artikel war nichts weniger, als angenehm.

In der Kajüte traf Benjamin etwa zwölf Passagiere an, welche ihr Gepäck unterbrachten. Benjie betrachtete diese Leute mit unverhehltem Erstaunen. Sie warfen

ihre schweren Beutel voll Gold-Doublonen mit einer Sorglosigkeit umher, als wären es kleine Kornsäcke gewesen. Er hielt sie für sehr unbesonnen, daß sie so schimmernde Haufen voll ungezählter Goldstücke vor den Augen der Schiffsmannschaft darlegten; ja vor ihm selbst meinte er, hätten sie es nicht thun sollen, weil er ihnen völlig fremd war. Dabei dachte er: Wenn man in England solche Haufen Geld dergestalt zur Schau bringen wollte, welch' ein gemähetes Wieschen (welch' eine gute Gelegenheit, zu stehlen) für die Diebe! Sein Erstaunen aber erreichte den höchsten Gipfel, als er das Vertrauen bemerkte, welches diese Handelsleute in ihre Negerbedienten setzten; er hatte sich niemals dergleichen träumen lassen.

Als später der Kapitain herunterkam, gab ihm Benjamin sein Befremden über das Benehmen der Spanier zu erkennen und fragte ihn, »ob denn nicht zu befürchten wäre, daß es diesen schwarzen Gesellen einfallen möchte, einige von den Rollen Doublonen zu stehlen, die sie in den Koffer packen sollten?«

»Mit nichten,« antwortete der Kapitain lächelnd; »jene Neger sind meistentheils Hausslaven, die höchst wahrscheinlich in der Familie ihrer Gebieter auferzogen wurden. Manche von ihnen sind sogar Milchbrüder ihrer Herren. Alle aber, die zu dieser Klasse gehören, sind unverbrüchlich treu und verdienen unbegrenztes Vertrauen. Auch ist zu bemerken und verdient, lobend an-

erkannt zu werden, daß diese Spanier ihr Hausgesinde weit besser behandeln, als selbst die Engländer. Eine spanische Familie betrachtet diese Sclaven als Theile ihres Hauswesens, so daß dieselben nur dem Namen nach Diener sind, auch besser gehalten werden, als schwarze oder weiße Dienstboten in irgend einem Theile der Welt. Sie werden nicht Sclaven, sondern »Criados,« d. h. Diener, genannt. Das entehrende Wort »Esclavo« wird nur dann zu ihnen gesagt, wenn sie sich eines schweren Verbrechens schuldig machen.«

Während der Kapitain sich mit Benjamin unterhielt, zogen sich die fremden Herren bis auf die Hüften nackt aus, und wickelten von ihrem Oberleibe lange, dünne, darmartige Säcke ab, welche ganz mit Goldstücken gefüllt waren, so daß sie wie in einem goldenen Panzer steckten.

»Wie?« rief Benjie verwundert — »gehen alle zu Bette, ohne erst ihr Abendessen zu verzehren?«

»Sie werden bald begreifen, warum sich diese Herren auskleiden. Es ist nämlich hier verboten, gemünztes Geld auszuführen. Bemerken Sie jetzt, wie sinnreich die Spanier ihre Zollverordnungen zu umgehen wissen? Sehen Sie darin zu gleicher Zeit auch einen Beweis von dem Vertrauen, welches sie in ihre Hausclaven setzen. Während sie schmuggeln und die Zollwächter betrügen, verlassen sie sich fest auf die Ehrlichkeit ihrer Diener.«

Unter lautem Gelächter, daß man die »piés de gallo,« die Hahnbeine (Spitzname der Zollwächter) so trefflich angeführt hatte, packte man das Gold auf die Seite, und fuhr wieder in die Kleider. Hierauf wurden die Neger ebenfalls entkleidet und ähnliche goldene Hülsen diesen armen Burschen abgenommen. Alles dieses geschah, während die Kajüte voll Menschen war, bei einer Hitze von 95° Fahrenheit, während mehrere Lampen brannten und alle jene Leute heißen Punsch oder Grog verzehrten und dabei die trefflichen Havanna-Cigarren duften ließen. Benjie konnte es jetzt nicht mehr aushalten und zog sich in sein Gemach zurück, um dort die Ruhe zu suchen. Er fing so eben an, einzuschlummern, als seine spanischen Reisegenossen, vom Punsch begeistert, aus voller Kehle das Volkslied »A la guerra Espannoles,« (In den Krieg, Spanier) anstimmten, mit Händen und Füßen trommelten, mit den Messerrücken den Takt dazu an den Gläsern schlugen und überhaupt einen wahren Höllenlärm anfingen. Darüber ward der kleine Richard wach, begann zu weinen, rief nach Vater und Mutter und war nur schwer zu beruhigen. Alles das machte Benjie sehr unwillig; er fluchte auf die Schreier, entschlief aber endlich trotz des Spektakels, der in der Kajüte vollführt wurde.

Als er am folgenden Morgen auf das Verdeck kam, war das Schiff schon auf hohe See gelangt. Der Wind ließ nach; bei höher steigender Sonne entwickelte sich

eine fürchterliche Hitze, während das Schiff von der Strömung stark nordwärts nach der Küste von Florida, einem der nordamerikanischen Freistaaten, getrieben wurde. Benjie freute sich über die Ordnung, welche im Vergleich mit der gestrigen Verwirrung oben herrschte. Die Brig war ein niedriges, längliches Fahrzeug mit hohen und sehr starken Bollwerken, für sechszehn Kanonen eingerichtet, jedoch nur mit sechs Zwölfpfünder-Karronaden ausgerüstet. Der Kapitain versicherte unserm Benjamin, sein Schiff sei ein vortrefflicher Segler und Benjie fand auch, daß er wahr gesprochen hatte.

Drei langweilige Tage verschlichen. Immer hatte man die Küste von Florida im Gesichte, ohne vom Platz kommen zu können. Endlich aber trat ein tüchtiger Ostwind ein und setzte das Schiff in den Stand, die Strömung zu überwältigen.

In der vierten Nacht seit der Abfahrt von Havanna war wiederum fast Windstille eingetreten, so daß die Segel bereits anfingen, an die Maste zu klappen. Es war kein Mondschein, aber helles Sternenlicht. Benjie stand auf dem Verdecke und sah dem Spiele großer Fische in der schimmernden Meerfluth zu, als der Kapitain bemerkte, daß nordwestwärts ein schwacher Feuerschein zu sehen war. Jedoch konnte man nichts Deutliches wahrnehmen. »Der Schein nimmt zu,« sagte der Kapitain, nachdem er durch sein Nachtfernrohr hinübergeblickt hatte. Benjamin lugte (sah) jetzt eben-

falls hinüber, und beobachtete die Erscheinung. Dorthin lag die Küste von Florida und er sprach deßhalb seine Meinung dahin aus, »daß es am Lande brennen müsse.«

»Keineswegs,« antwortete der Kapitain, »vielmehr dünkt es mich, daß es auf der See brennt. Wir werden es inzwischen bald erfahren, denn es erhebt sich eine Briese.«

Nachdem eine Stunde lange gesegelt worden war, lullte der Wind sich wieder ein; doch war die Brig nahe genug hinzugekommen, um deutlich zu erkennen, daß der Feuerschein von einem brennenden Schiffe herrühre. Es war etwa drei Uhr des Morgens. Benjie bat den Kapitain, dem Feuer zuzusteuern, um der Mannschaft jede mögliche Hilfe zu leisten.

»Fürchten Sie nichts für die Mannschaft,« entgegnete dieser; »wenn das Schiff durch Zufall in Brand gerieth, denn die Leute sind dem Lande nahe und können vor diesem leichten Winde sogar bis in die Floridariffe das Fahrzeug auf den Strand setzen oder sich in ihren Booten retten. Ich fürchte aber, das Schiff ist von einem Piraten ausgeleert und in Brand gesteckt worden. Inzwischen will ich bis Tagesanbruch meinen Steuerstrich festhalten und wir werden dann im Stande sein, zu erkennen, was um uns her vorgeht.«

Gegen Sonnenaufgang färbte die hellgelbe Flamme sich hochroth; allmählig verschwand das Carmoisin der

oberen Wolken, der Morgen tagte und das Feuer ward unsichtbar, so daß man nur noch eine dichte Rauchsäule wahrnahm, die langsam emporwallte. Das brennende Schiff war etwa vier Meilen weit vom Steuerbug der Brig entfernt. Dumpfrauschend kam jetzt der Wind heran, so daß man sein Brausen viel eher hörte, als er das Schiff erreichte. Ihm voran ging ein prasselnder Regenschauer; dann schoß die Brig gleich einer Seemöve vor dem Winde dahin.

Freudig rief der Kapitain: »Eine schöne, starke, feste Briese! Vor solcher Mütze voll Wind fürchte ich hier kein Fahrzeug, das kleiner, als eine Fregatte ist; also — Baumsegel und Hauptsegel angesetzt — das fliegende Jib aufgehißt! Wir wollen hinunter und sehen, was dort vorgeht, Mr. Brail, da wir Wind genug haben.«

Die Brig näherte sich rasch dem brennenden Schiffe, das noch immer unter Windstille regungslos auf der silberhellen Fluth lag, und von der aufsteigenden Rauchsäule gleichsam verschleiert wurde. Als aber letztere von dem Winde gefaßt ward und in langen Wellenstreifen vorwärts jagte, erkannte man den schwarzen Rumpf eines großen Schiffes, aus dessen Lucken noch immer Flammen hervorleckten.

So wie der verwehende Rauch sich verdünnte, sah man eine Felukke, die leewärts vom brennenden Schiffe lag und von diesem bisher verdeckt gehalten worden

war. Als man auf derselben die Brig erkannte, schlüpfte sie vom Wracke weg, indem sie hinter dem Stern ein Boot nachschleppte, was auf hoher See etwas sehr Ungewöhnliches ist. Bald nachher hißte sie ihr Boot ein, holte zu Wind und wollte der Brig folgen, als hätte sie dieselbe erkannt, und den Entschluß gefaßt, das Fahrzeug zu durchsuchen. Dem Wrack, das jetzt schon bis zum Spiegel der See abgebrannt war, konnte man keine Hilfe mehr leisten; es wurden also alle Segel angesetzt und die Brig steuerte wieder ihren rechten Kurs. In dem Augenblick erhob sich ein Theil von dem Hinterdecke des brennenden Schiffes; doch geschah dieses nicht sehr plötzlich. Dessen ungeachtet flog der rauchende Stumpf des Besahnmastes in die Luft, wie ein Speer von eines Riesen Hand geschleudert; weiße Dampfwolken quollen aus dem Schiffsrumpfe hervor, und aus deren Mitte züngelte plötzlich eine röthliche Flamme. Einen eigentlichen Knall vernahm man nicht, sondern nur ein dumpfes Kollern. Das Wrack neigte sich augenblicklich überseit und verschwand dann in einem Wirbel weißen Schaumes unter den grünen Wellen.

»Da ist ein schönes Fahrzeug zu unzeitigem Ende gekommen,« sagte der Kapitain.

»Ja wohl, ja wohl,« entgegnete Benjie, »und das schurkisch aussehende kleine Ding dort leewärts hat mit der Vernichtung desselben zu thun gehabt, oder ich irre mich gewaltig. Sehen Sie nur! Haben die Hallunken

nicht alle Segel angesetzt, um uns zu folgen und einzuholen? Würden Sie nicht wohlthun, Kapitain, zu Wind zu halten und zu versuchen, ob wir ihnen nicht enteilen könnten?«

Benjie's Rath ward befolgt und man sah bald, daß die Brig die Felukke hinter sich ließ, obwohl diese alle ihre Manöver nachmachte. »Ich muß das Ding doch näher betrachten,« sagte Benjie, indem er das Fernglas zur Hand nahm. »Bei Gott, schrie er laut, sie ist's!«

»Wer ist's?« fragte der Kapitain.

»Die Mücke!« antwortete Benjie hoch erfreut, »ja, ja, es ist die kleine nette Felukke, auf der ich so viele trübe und heitere Tage verlebte. O nun haben wir keine Ursache zur Besorgniß, denn das ist das Begleitschiff der brittischen Fregatte Gazelle. Der Commandeur ist mein Freund, Lieutenant Sprawl.«

»Gemach, junger Herr!« erwiederte der alte Kapitain, es scheint mir, daß Sie nicht wissen, wie dieses Fahrzeug von der Regierung verkauft worden ist. Ich war zu Port Royal, als es versteigert wurde. Der Unterhändler, der es erstand, könnte vielleicht kaum angeben, wer jetzt im Besitze desselben ist. Nein, nein, Mr. Brail, wir wollen uns aus dem Staube machen. — Segel angesetzt!«

»Wenn dieses Schiff nicht mehr in den Händen ehrlicher englischer Seeleute ist, sprach Benjie, so müssen

die Leute, welche dasselbe jetzt regieren, entweder nicht die Absicht haben, uns zu folgen, oder sie müssen das Schiff aus irgend einem anderen Grunde zurückhalten. Denn es mag diese Brig noch so gut segeln, so wird sie doch von jener Felukke darin weit übertroffen. Dieses weiß ich gewiß und aus Erfahrung!«

Die Spanier kamen jetzt herauf und betrachteten die Felukke neugierig. Benjie aber schaute durch das Fernrohr angestrengt nach dem kleinen Fahrzeuge. Jetzt reichte er dem Kapitain das Glas, indem er fragte:

»Sehen Sie nicht etwas hinter dem Stern der Felukke, wenn sie abtreibt und wieder zu Wind kommt?«

Der Kapitain sah lange hinüber und rief dann lebhaft, als ginge ihm plötzlich die Wahrheit der früheren Bemerkung Benjies ein: »Beim Himmel, ja; ein langes, schwarzes Ding schleppt in ihrem Kielwasser nach. Was kann das sein?«

»Was es auch sein mag, sagte Benjie ernst, jedenfalls sehen Sie, daß die Felukke diesen räthselhaften Gegenstand nur deßhalb nachschleppt, um zurückzubleiben. Sobald die Felukke jenes Schleppholz fahren läßt, liegt sie Ihnen seitlängs, ehe Sie sich dessen versehen. Ich rathe, alles zur nachdrücklichsten Vertheidigung zu rüsten und zum Gefecht vorzubereiten, damit die Piraten eingeschüchtert werden, sonst kommen sie bei Nacht heran und es ist um uns geschehen.«

Der Rath war gut und wurde sogleich befolgt.

Der Kapitain ließ Segel kürzen und die Felukke kam näher heran.

»Valgame Dios, cuanta gente haya bordo!« (Hilf Himmel, wie viele Mannschaft ist dort am Bord!) rief einer der Spanier. »O wie so viele, viele Mannschaft!« riefen nun auch die übrigen Spanier.

»Mannschaft?« entgegnete der Kapitain lachend, indem er sein Fernrohr zusammenschob. »Eine Deckladung voll Rindvieh ist's, so wahr ich kein Holländer bin. Ihr Muth ist ein weggeworfenes Ding hier, Sennores. Es ist ein Montegobuchtschiff, das eine Ladung Färbeholz und Vieh, oder »ganado,« wie Sie es nennen, führt.«

»So ist's,« sagte Benjie höchlich belustigt und nicht wenig erfreut. »Unsere kriegerischen Demonstrationen waren vollkommen unnöthig und der Kapitain mag nur seine Kanonen wieder festlegen und seinen Cours steuern.«

»Erst wollen wir doch sehen, was aus der Mannschaft geworden ist, aus jener nämlich von dem verbrannten Schiffe,« sagte der Kapitain. — »Beigelegt!«

Die Brig drehte bei und bald lag die Felukke seitwärts, so daß man recht wohl von Bord zu Bord ohne Sprachrohr sprechen konnte. Benjie betrachtete jetzt seine alte Freundin die Felukke. Ach! dort sah es jetzt nimmer so blank und hübsch aus. Das ganze Verdeck war mit einem hohen Bord umgeben und zu einer groß-

artigen Stallung eingerichtet. Sechszig Stücke Rindvieh standen dort und man vernahm mitten auf der offenbaren See das Gebrüll einer Viehheerde. Das Schiff war äußerst schwer beladen und ging übermäßig tief. Ueberdieß schwamm hinter demselben noch ein langer ungeheuerer Floß von zugehauenem Schiffsbauholz. Der Schiffer ließ jetzt ein Boot aussetzen und kam mit mehreren Leuten an Bord der Brig.

Aus dem Gespräch mit dem Kapitain der Ballohoo entnahm Benjie, daß man die Seeleute von dem brennenden Schiff auf der Felukke aufgenommen und aus demselben so viel Werthvolles geborgen hatte, als nur möglich. Das Feuer war schon am Abend zuvor ausgebrochen und man hatte die ganze Nacht gearbeitet, war aber nicht im Stande gewesen, zu löschen. Die Felukke, welche zugleich mit dem Schooner aus der Montegobucht abgegangen war, hatte hilfreiche Hand geleistet und am Ende, als alle Versuche zur Rettung vereitelt waren, die Mannschaft an Bord genommen. Der Schiffer bat jetzt den Kapitain der Ballohoo, die Seeleute von dem verbrannten Schooner auf die Brig gehen zu lassen, da die Felukke ohnehin schon gefährlich überladen war. Das zeigte sich wirklich und der Kapitain ließ die Verunglückten sogleich herüberbringen. Bald war die ganze Mannschaft mit all ihren geretteten Habseligkeiten unter Deck untergebracht.

Jetzt wurden alle Segel angesetzt und das Schiff

lief dem ersehnten Ziele Jamaika zu. Die Felukke war jetzt erleichtert und segelte trotz aller Versuche des Kapitains der Ballohoo, sie zurückzulassen, wacker hinterdrein.

»Sehen Sie, Kapitain,« rief Benjie, »daß ich recht hatte, wenn ich Ihnen versicherte, daß die Felukke schneller segelt, als es die Ballohoo zu thun vermag? Wie schneidet sie vorn ein! so scharf, daß nicht die kleinste Kräuselwelle, kein Schaum, an ihrem Bug zu sehen ist. Wie behende und wie schnell gleitet sie daher.«

»Es ist wirklich ein treffliches Schiffchen!« rief der Kapitain.

Die Reise nach der Montegobucht ging von nun an und ohne weiteres Hinderniß vollkommen glücklich von statten. Nach sechs Tagen gelangten die Schiffe zusammen nach der Montegobucht und warfen, als die Nacht sich herabsenkte, im Hafen Anker.

Im Verhältniß zu dem verödeten Cuba bietet die herrliche, wohlbebauete Insel Jamaika einen freundlichen und erquickenden Anblick dar. Dieß fühlte auch Benjamin, als er mit seinen Begleitern an das Land stieg. Vorerst miethete er sich in einem Gasthofe ein, denn er hatte beschlossen, seinen Onkel Peter Brail, der im Innern der Insel auf seiner Plantage lebte, brieflich von seiner Ankunft zu benachrichtigen und erst ein paar Tage später zu ihm zu reisen. Sobald daher sein Gepäck ans Land gebracht worden war und er sich einiger-

massen eingerichtet hatte, schrieb er und gab den Brief auf die Landpost. Den noch übrigen Theil des Tages benützte er, um bei Geschäftsfreunden seine Aufwartung zu machen. Quacko, der hier sehr genau bekannt war, erhielt Erlaubniß, seine alten Freunde und Waffengenossen aufzusuchen. Richard wurde von ihm mitgenommen, wozu Brail recht gerne seine Einwilligung gab, da der Neger den Knaben sehr lieb hatte; und gewiß, der Kleine konnte unter keiner sorgfältigeren Aufsicht stehen.

Gegen Abend fuhr Benjamin zur Balloboo, die sehr weit vom gewöhnlichen Ankerplatz entfernt in der Bucht vor Anker lag, und stattete dem Kapitain derselben seinen Abschiedsbesuch ab. Er traf den Schiffer fast allein, denn dieser hatte die Matrosen ans Land gehen lassen, da am folgenden Tage erst mit dem Ausladen begonnen werden konnte. Benjie fragte ihn, ob er denn hier bei der geringen Mannschaft, die sich auf dem Fahrzeug befand, sicher sei? Der Kapitain lachte über diese Bedenklichkeiten des jungen Mannes.

Als es anfing, dunkel zu werden, fuhr er mit Benjie an das Land. Beide erkundigten sich bei dem Hafenwächter nach dem Schiffer Caridad aus Cuba, an den Benjie von Duquesné Briefe hatte. Allein dieser war noch nicht angekommen, wurde aber mit jedem Tage erwartet.

Da nun für heute nichts zu thun war, nahmen

beide einen Wagen und fuhren nach Kingston, um sich hier den Abend so angenehm als möglich zu belustigen. Zuerst gingen sie in das Theater, sodann in eines der trefflichen Kaffeehäuser, woselbst in dem daranstoßenden Garten Harmoniemusik stattfand. Hier verweilten sie den größten Theil der Nacht in einer aus Leuten von fast allen Nationen Europas gemischten Gesellschaft.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht fiel von einem der äußersten Festungswerke am Hafen ein Kanonenschuß, den Benjie vernahm. Einige Offiziere, die in der Nähe saßen, wurden aufmerksam. Da jedoch nichts mehr gehört wurde, so überließen sie sich der für einen Augenblick unterbrochenen Unterhaltung wieder. Gegen Morgen wollte der Kapitain an Bord seiner Brig zurückkehren und als Benjie sich erbot, ihn zu begleiten, nahm er dieses unter der Bedingung an, daß Benjamin den übrigen Theil der Nacht auf der Brig schlafen sollte. Benjie sagte ihm dieses zu. Am Ufer angekommen, nahmen die beiden den ersten besten Küstenkahn. Nahe an dem Werfte lagen drei große Westindienfahrer, die eben ihre Ladung einnahmen und noch fast gänzlich abgetakelt waren; dicht hinter ihnen ankerte die Felukke, welche mit der Ballohoo gestern eingelaufen war. Das große, dreieckige Segel derselben war zum Trocknen aufgehängt. Jetzt gelangte der Kahn in freies Hafenwasser. Etwa tausend Schritte weit von diesem Platze lag ein Schiff mit losen Segeln. «Rudert hinter

dem Stern des großen Schiffes weg; auf der andern Seite desselben liegt meine Brig;« sagte der Kapitain zu den schwarzen Jollenführern. Das Boot schlüpfte um das bezeichnete Schiff herum, aber — keine Brig war zu sehen.

Der Schrecken und das Erstaunen des Kapitains ist nicht zu schildern. Wie verwildert stierte er umher nach allen Richtungen; endlich blieb sein Blick an einer Boye *) haften, welche auf den Wellen schaukelte. Er umklammerte das Beilegetau des Bootes, wendete sich zu Benjie herum, der nicht weniger bestürzt war und sagte:

»So wahr Gottes Himmel über mir ist, an dieser Boye lag auch meine Brig; aber sie ist fort!«

»Wohin?« rief Benjie ängstlich.

»Das ist mehr, als ich weiß;« sagte der Kapitain nach einer Pause, während welcher sein Gesicht leichenblaß wurde. Dann, als er die Neger sah, die erstaunt zuhorchten, lallte er, als fürchtete er deren Antwort: »Wo ist die Ballohoo?«

»Wo die Ballohoo, fragen Massa?« schrieen die

*) Boye nennt man ein Zeichen, das auf dem Wasser schwimmt und mit einem Tau an den Anker gebunden wird, damit man wissen kann, wo derselbe liegt. Die Boyen sind mit hellen Farben angestrichen, und von Holz, Kork oder von Tonnen gemacht.

Neger verwundert, daß ein Schiffskapitain sich nach seinem eigenen Fahrzeug erkundigte.

»Ja, ihr schwarzen Hallunken;« brüllte jetzt der Kapitain, als er nach Luft geschnappt hatte. »Wo ist die Ballohoo? Hier ist ihre Boye; seht ihr sie wohl!«

»Wo die Ballohoo?« schrieen die Neger voll Verwunderung, daß die ihnen widersinnig scheinende Frage nochmals wiederholt ward; »wie können mich das wissen? Schwarze Leute haben ihn gar nicht gesehen?«

Eine tiefe Stille folgte hierauf. Der arme Kapitain war durch diesen unerwarteten Unfall in einen so beklagenswerthen Zustand versetzt, daß er alles Denkens unfähig ward.

»Fassen Sie sich,« sprach Benjie, »und lassen Sie uns sehen, was wir thun können.«

Langsam erhob sich der Unglückliche im Kahne, rieb sich die Augen und hielt sich die Stirne, als wäre er aus einem erschreckenden Traume erwacht, dessen Nachwirkungen er von sich scheuchen wollte. Dann schien er die schreckliche Wirklichkeit seines Unglücks deutlich einzusehen, warf seine Jacke, sein Halstuch und seinen Hut ins Wasser und stürzte köpflings hinterdrein. Sein Vorsatz, sich ums Leben zu bringen, ward nur dadurch vereitelt, daß sich die Kahnführer ihm nachstürzten, ihn retteten und er dann durch die vereinte Kraft Benjies und der Neger im Kahn festgehalten wurde.

Benjie befahl jetzt den Negern, zum nächstliegenden Schiffe zu rudern.

»Ja, ja, Massa,« antworteten die armen erschreckten Bursche. Bald lag das Boot seitlängs eines großen Schiffes. Es war ein Nordamerikaner aus Quebeck. Mehrere Leute standen auf dem Gangwege und hatten die ganze Scene mit angesehen.

»Sind Sie der Steuermann dieses Schiffes?« fragte Benjie einen schmucken jungen Mann, der über den Bugrand guckte, und sauberer, als die andern gekleidet war.

Er bejahete und fragte, worin er dienen könnte.

»Ich wollte, Sie nähmen diesen unglücklichen Mann an Bord. Ihm ist sehr unwohl und ich fürchte, wenn ich ihn wieder zu Land fahre, springt er ins Wasser, denn er hat es bereits einmal versucht;« sagte Benjie.

»Kommen Sie herauf mit ihm,« war die Antwort. In demselben Augenblick wurde die Treppe herabgelassen und eingehängt.

Benjie ersuchte seinen unglücklichen Freund vorauszusteigen, aber der Kapitain sprach: »Seien Sie meinetwegen außer Sorgen, Mr. Brail, ich fühle das Sündhafte meiner Handlungsweise; ich vergaß, daß das Leben mehr werth ist, als alle Güter in der Welt und daß ich theilweise selbst Schuld an meinem Unglück bin. Weßhalb legte ich so ferne das Schiff vor Anker und warum blieb ich nicht an Bord? Steigen Sie nur hinauf,

ich will Ihnen folgen, vielleicht sind die Leute auf diesem Schiff im Stande, uns einige Auskunft zu geben. Nur voran, es ist jetzt vorüber und ich bin ganz gelassen.«

Es war schon ziemlich hell und der Tag brach rasch an. Benjie und der Kapitain wurden freundlich vom Steuermanne empfangen und Brail sprach zu ihm:

»Unsere Angelegenheit ist seltsam genug. Wir wünschen von Ihnen zu hören, ob Sie die Brig, die noch gestern ganz in Ihrer Nähe vor Anker lag, vielleicht heute Früh haben auslaufen sehen?«

»Allerdings, Sir,« war die Antwort. Ich bemerkte zwei Böte,« fuhr der Steuermann fort, »vermuthlich Küstenboote, die, voll von Mannschaft, von der andern Seite der Bucht zu der Brig heranruderten. Behend löseten die Bursche die Segel und setzten sie nach regelrechter Flottenmanier an. Dabei waren sie so still, daß man eine Nadel hätte fallen hören, so daß ich wohl sagen mag, ich habe noch nie eine Brig schöner unter Segel bringen sehen. Ich hatte gar keinen Begriff davon, daß es so schnell möglich sein könnte, Anker zu lichten.

»Anker lichten?« seufzte der Kapitain; »dort liegt der Anker am entzweigehauenen Kabeltau (Ankertau.) Meine Brig ist von seeräuberischen Schurken mitten aus einem englischen Hafen weggeholt worden.« Seine verbissene Wuth machte sich jetzt durch Thränen Luft; er weinte wie ein Kind.

»Ich bin noch nicht zu Ende, Sir,« fuhr der Steuer-

mann kaltblütig fort. Die Brig ging unter Segel und wollte durch die Einfahrt ohne Lootsen hinauslegen. Dieß geschah zu so ungewöhnlicher Zeit, daß man im Fort Verdacht schöpfte und sie anrief. Wir hörten deutlich herüber, was gesprochen wurde und wie man der Brig Befehl ertheilte, auf ihren Ankerplatz zurückzukehren oder augenblicklich beizulegen. Allein die Buccaniers suchten das Weite. Jetzt löfete man auf dem Fort eine Kanone und in einem Augenblick ward auf dem Wachtschiff Alarm geschlagen.

»Um welche Zeit war das, Sir?« fragte Benjamin.

Um Ein Uhr nach Mitternacht. Der Kapitain des Wachtschiffes ließ Anker lichten, Segel beisetzen, und steuerte zum Fort, woselbst man ihn von den verdächtigen Umständen, mit denen die Abfahrt des Schiffes verknüpft war, in Kenntniß setzte. Er verließ hierauf den Hafen und machte Jagd auf die Brig. Alles dieses war noch vor zwei Uhr des Morgens geschehen.«

»So ist denn Hoffnung vorhanden, daß Sie Ihr Schiff wieder erhalten, Kapitain,« sagte Benjie.

»Wollte Gott, Sie hätten recht, denn ich wäre ein ruinirter Mann, wenn es nicht der Fall wäre;« erwiederte der Kapitain.

»Wem gehört denn die Brig?« fragte der Steuermann.

»Mir, mir ganz allein,« rief der Kapitain wehmüthig, »ich bin Eigner und Schiffsführer zugleich.«

»Ah, das ist etwas anderes, Sir. Ich beklage Ihr Mißgeschick aufrichtig und hoffe, daß alles gut gehen wird.«

»Die Brig war doch versichert? *) sprach Benjie.

»Allerdings, antwortete der Kapitain;« da sie aber im Hafen war, sind die Versicherer natürlich nicht verpflichtet, dafür zu zahlen, daß sie herausgeholt ward. Zudem waren wir nach Port Royal bestimmt, und also nicht befugt, in Kingston einzulaufen, was nur wegen der Passagiere und einiger Ladungsstücke geschah.«

Während dieses Gesprächs hatten mehrere amerikanische Seeleute das Schiff verlassen und waren in einem Boote zu dem Platze gerudert, wo die Ballohoo vor Anker gelegen hatte. Es war jetzt heller Tag und die Strahlen der Sonne färbten die reinen Wellen goldig. Die Boote kehrten jetzt zurück und ein junger Mann rief: »Meine Herren, Seeraub ist nicht das Schlimmste bei der Sache, es ist ein Mord dabei begangen worden.«

»Mord? wo? wie?« rief jetzt alles durcheinander.

»Die Boote ausgesetzt,« sagte der Steuermann.

---

*) Wie es zu Lande Assekuranzen gibt, um Brandschaden zu ersetzen und das Vermögen gegen Feuersgefahr zu sichern, so kann man auch Schiffe und Schiffsladungen verassekuriren.

Einer soll hinuntergehen und den Kapitain wecken.« Ehe noch die Boote schwammen, kam der Amerikaner herauf.

»Was gibts, John?« fragte er den Steuermann.

»Das ist der Kapitain von der Brig, die aus dem Hafen weggeführt wurde,« antwortete der Angeredete. Kapitain Wallace, wir werden wohl Zeugniß ablegen müssen, Willers sagt, es sei ein Mord dabei begangen worden.«

In diesem Augenblick kamen aber schon die Boote vom Lande mit dem Custos und andern Hafenbeamten. Als diese Personen erfahren hatten, was hier während der Nacht vorgegangen war, nahmen sie den Kapitain und Benjie an Bord und fuhren hinüber, woselbst der Anker der Brig lag.

Hier trieben sich trotz der frühen Morgenstunde schon eine Anzahl Boote umher, denn die Nachricht von dem frechen Raub verbreitete sich mit Windeseile auf den vor Anker liegenden Schiffen. Als das Boot der Beamten an die Boye gelangt war, an welcher die Brig in etwa fünf Faden (30 Fuß) tiefem Wasser geankert hatte, sah man, daß die See völlig klar war. Der Grund war deutlich zu sehen, weißer Sand, ohne Meerschilf und Felsklippen. Die Sonne stand jetzt so, daß der Anker, während man doch weit von ihm entfernt war, durch das Brechen der Strahlen aufgetaucht zu sein und auf der Oberfläche zu schwimmen schien.

Das Ankertau drehte sich dabei in der schwellenden Fluth, so daß der trügliche Schimmer im Wasser den Anker wie ein lebendiges von einer riesigen Seeschlange gefaßtes Wesen zeigte. Näher zu dem Anker hingekommen, sah man im Wogenschwall eine dunkle Gestalt von der Größe eines Menschen treiben, in der man bald die Leiche eines Seemannes erkannte, die auf halber Höhe zwischen Grund und Oberfläche schwamm.

»Er ist, während ich Ihnen die Nachricht brachte, ins Treiben gekommen,« sagte der junge Mensch vom Quebeckschiff, der auch wieder mit herübergefahren war — sehen Sie nur.«

In diesem Augenblick trieb die Leiche mehrere Wasserblasen auf, als sei mit ihr eine chemische Zersetzung vorgegangen; dann stieg sie schnell aufwärts und schwamm oben auf der Fluth und — mit Entsetzen erkannte man, daß ihr die Gurgel von Ohr zu Ohr abgeschnitten war.

»Allmächtiger Gott!« rief der Kapitain der »Ballhoo«, — während der Leichnam aus dem Wasser gehoben wurde — es ist mein Schwager, er war Steuermann auf meinem Schiffe. Er wollte die Frühwache haben; sie ist ihm fürchterlich genug worden.

In demselben Moment erhob sich in der Entfernung von einigen Meilen eine Canonade. Alle Anwesenden horchten erstaunt diesem seltsamen und ungewöhnlichen Geräusch. Der Telegraph auf dem Thurme des äußersten Vorwerkes begann, sich zu regen. Sogleich nachher

wurde einer Corvette, die am Werft lag, der Befehl zum Auslaufen signalisirt. Als der Custos das bemerkte, ließ er dahinrudern und bat um Aufnahme für den Kapitain der Ballohoo. Sogleich wurde dieses gestattet und auch Benjie der seinen unglücklichen Freund nicht verlassen wollte, ging mit an Bord. Der Anker war gehoben und die schnellsegelnde Corvette — ein Schiff von 16 Kanonen, — lief aus dem Hafen aus. Wir folgen diesem Schiffe; es wird uns zum Kampfplatze führen.

Etwa drei Meilen von Kingston entfernt liegt eine kleine Inselgruppe an Jamaikas Küste, die Schildkröteninseln genannt. Diese Eilande sind unbewohnt, mit einer dichten Waldung von Cocospalmen bedeckt und zwischen ihnen, so wie insbesondere zwischen dem Inselland von Jamaika finden sich tiefe, aber von Riffen und gefährlichen Felsbänken starrende Canäle, die in eine verborgene Bucht führen. In der neueren Zeit wird diese unheimliche Gegend fleißig von den Wachtschiffen der Regierung durchsucht und das Land von Militär durchstreift, denn hier hatten die Buccaniers von jeher einen willkommenen Schlupfwinkel gefunden. Als daher die Corvette die offene See erreicht hatte, richtete sie ihren Lauf nach diesem Küstenpunkte. Das Toben des Geschützes und der Pulverdampf zeigten deutlich genug, daß dieser Ort der Kampfplatz war. Alle Segel wurden beigesetzt und mit überraschender Schnelligkeit näherte sich die Corvette dem Schlachtplatze.

Der mitgenommene Lootse stieg jetzt bis fast auf die Spitze des Bugspriets, legte sich dort nieder und sah mit unverwandtem Blick in das Meer nieder. Das Seewasser ist nämlich in Westindien so klar, daß man bis zu einer großen Tiefe hinab den Grund und selbst die Beschaffenheit desselben erkennen kann. Mit dem Sprachrohr schrie er sodann dem Steuermann zu, wie er das Schiff führen sollte. Mittelst dieses Manövers gelangte die Corvette durch eine äußerst gefährliche Klippenreihe wieder in tiefes Wasser und so an den Eingang der Bucht. Kanonendonner und Kampfgeschrei tönte den Engländern aus derselben entgegen.

Plötzlich öffnete sich dieselbe und es zeigten sich nun drei Schiffe, welche gegen ein einziges englisches Kriegsschiff in Kampf begriffen waren. Schreiend zeigte der Kapitain der Ballohoo auf sein ihm entführtes Fahrzeug. Die Brig lag seitwärts, zwischen einem großen Schooner und dem Lande. Nur wenige Seeleute waren auf dem Verdeck zu sehen.

Sogleich ließ der Kapitain der Corvette ein Boot aussetzen, mit sechszehn Matrosen bemannen und gab dem Kapitain der Ballohoo und Benjamin Auftrag, den Lieutenant, der dasselbe befehligen sollte, zu begleiten und zur Eroberung der Brig so viel beizutragen, als sie nur könnten.

Fast in der Mitte der Bucht lag das englische Kriegsschiff, ein schwerbewaffneter Schooner, zwischen

dem erst erwähnten Raubschooner und einer niedrigen Schluppe oder Jacht, einem kleinen, sehr scharf gebauten Schiffe, das drei Kanonen führte und mit großer Kühnheit dem Kriegsschiff gegenüber lag und dessen Feuer erwiederte. Sobald die Corvette erschien, telegraphirte sie dem Kriegsschooner den Befehl, seine gefährliche Stellung zu verlassen und sich an den Eingang der Bucht zu begeben. In dem Augenblick wurde das Manöver ausgeführt und die Corvette entlud nun ihre Breitseiten gegen die Raubschiffe. Der sehr beschädigte Schooner legte sich im Eingange der Bucht vor Anker und besetzte die beiden äußersten Landspitzen mit Booten und Mannschaft.

Das Boot, in welchem sich Benjie befand, schlich sich, begünstigt vom Dampf, der sich schwer und rollend über die Ufergelände der Bucht hinzog, zur Brig, die von Seeräubern bewacht wurde. Als es in die Nähe kam, wurde es vom wüthenden Geschrei der Buccaniers empfangen und von einer Flintensalve, welche jedoch keinen Schaden that, da sie zu eilig abgefeuert worden war. Unmittelbar hernach sprangen der Lieutenant, der Kapitain der Ballohoo, Benjamin und die englischen Matrosen auf das Verdeck und es entspann sich ein kurzer und hitziger Kampf. Die Seeräuber mußten weichen oder wurden niedergemacht. Der Kapitain öffnete jetzt die Lucken, welche man mit eisernen Stangen verschlossen hatte und auf die zum Ueberfluß Fässer und

andere Gegenstände gewälzt waren. Da stürzten die entsetzten spanischen Kaufleute und die Matrosen hervor. Wenige Worte erklärten jetzt alles. Die Seeräuber hatten den Steuermann, der während der Nacht die Wache hatte, ermordet, einen der Matrosen, der schlafend vor der Lucke gesessen, in dieselbe hinabgestürzt, die Lucken sodann verschlossen, Segel angesetzt, den Anker gekappt und waren so ohne viele Mühe in den Besitz des Schiffes gekommen. Wäre nicht durch die Wachsamkeit der Besatzung des Forts der Raub entdeckt worden und hätte nicht der Kriegsschooner das flüchtende Schiff sogleich verfolgt, so würde dieses verloren gewesen sein, denn es war alles schon zur Abfahrt gerüstet.

Das Feuer auf dem Raubschooner, welches früher nur allein gegen die Corvette gerichtet war, wurde nun, als der Lieutenant aus den vier Karonaden der Brig gegen ihn losbrennen ließ, auch gegen die Brig gerichtet und zwar mit so gutem Erfolg, daß der Lieutenant einsah, sie würde in dieser Stellung binnen ganz kurzer Zeit in den Grund gebohrt werden. Er ließ deßhalb Segel beisetzen, den Anker einheben und steuerte die Brig nach dem Eingange der Bucht hin. Als man hier angekommen war und hinter dem Kriegsschooner Anker geworfen hatte, verließ der Lieutenant die Ballohoo und kehrte auf die Corvette zurück. Ehe er noch dort ankam, kappte die Jacht ihren Anker und lief, da sie von den schweren Kanonen der Corvette völlig zu Grunde

gerichtet war, nach dem gegenüber liegenden Ufer der Bucht. Wahrscheinlich hatten die Seeräuber die Absicht, das kleine Schiff dort auf den Strand zu setzen und sich auf das Land zu retten. Allein es gelang ihnen nicht; die Jacht sank sehr schnell und ging gerade an der tiefsten Stelle der Bucht unter.

Aus Menschlichkeit ließ jetzt der Lieutenant dorthin rudern, um die verunglückten Seeräuber im Boot aufzunehmen. Allein die meisten derselben gingen wie verzweifelte Männer zu Grunde. Zwei von ihnen tauchten wieder auf und suchten schwimmend das Ufer zu erreichen. Man rief ihnen zu, sich zu ergeben. Aber umsonst. Der eine verschwand spurlos unter den Wellen; der andere, der nicht auf den Zuruf hören wollte, sank stöhnend unter, als man ihm eine Musketenkugel durch die Schultern jagte.

Jetzt hatte die Corvette den Schooner allein zu bekämpfen und die Schlacht war nun in vollem Gange. Einige Minuten lang verhüllte der aufwallende Pulverdampf den Blicken alles, was unten vorging; man konnte nur das Abblitzen der Geschützstücke sehen; man hörte das krachende Donnern derselben und dazwischen das Musketenfeuer und Schreien der Kämpfenden. Als aber der Wind die Luft klärte, ward das Schießen der Piraten schwächer, die Corvette legte sich nun in einer vortheilhafteren Stellung vor Anker und fing an, ihren Gegner mit Kartätschen auf furchtbare Weise zu be-

schießen. Wegen des Dampfes, der die Corvette einhüllte, konnte man nicht erkennen, was auf deren Verdeck vorging. Vom Hintertheile des Raubschooners stieg aber jetzt dicker Rauch auf, bald brachen Flammen aus seinen Lucken hervor; seine Mannschaft verließ den Bord, das Feuern hörte natürlich auf und diesen Augenblick benützte die Corvette, um alle ihre Geschütze gegen das brennende Schiff zu richten. Zugleich telegraphirte sie dem Schooner, seine Seesoldaten ans Land zu bringen und dieses, dem Raubschooner gegenüber, zu besetzen.

Eine dichte, schwarze, mit rothen Glühfunken besäete Rauchsäule wirbelte jetzt aus dem Schooner hervor; bald zischten leckende Flammen durch sie hin und umzüngelten alles Masten- und Sparrenwerk des Raubschiffes, dessen nasse Segel sie erst trockneten, um auch sie alsdann verzehren zu können. In glühenden Zunderfunken fielen diese endlich von den brennenden Raaen herab, bis zuletzt auch der Wimpel erfaßt und seine Asche vom Winde verstreuet ward. Man hörte jetzt deutlich das Knistern und Prasseln des Feuers, das im Bauche des verlornen Schiffes raſete. Die Mannschaft stürzte nun in die Boote, während die Geschützstücke, von der Gluth erfaßt, losbrannten. Als der Kapitain der Corvette dieses bemerkte, setzte er seine Boote aus, und ließ die Seeräuber verfolgen. Dann lichtete die Corvette die Anker und legte mitten in der Bucht, ei-

nige Cabellängen *) von dem brennenden Schiffe entfernt, bei.

Jetzt ereignete sich auf dem Raubschooner eine schreckliche Scene, die alle Zuschauer vor Mitleid und Entsetzen fast erstarren ließ. Ein armer Schiffsjunge auf dem Raubschooner war vom Feuer ereilt worden, als er oben im Takelwerk saß, so daß er nicht mehr hatte herunterkommen können. Er stand auf dem oberen Hauptmast, hielt mit einem Arme den Top umfaßt und schwenkte mit der andern Hand flehend seine Mütze gegen die Corvette. Er mochte dem Ersticken nahe sein, wenigstens hörte man ihn nicht schreien. Das Feuer leckte jetzt zu ihm hinan; nach einigen vergeblichen Anstrengungen, noch höher hinauf zu gelangen, schlang er, ohne wohl eigentlich zu wissen, was er that, sich mit einem Tau an den Mast fest, und sank dann immer mehr und mehr zusammen, während das krampfhafte Zucken seines Kopfes und seiner Glieder immer schwächer ward. Da ergriff ihn die Flamme — sein Haar brannte, seine Kleider glimmten — noch ein augenblickliches Zucken — und dann hing er bewegungslos in dem Tau, mit welchem er sich festgebunden hatte. In diesem Augenblick erdröhnte ein fürchterliches Krachen wie der

*) Cabel, Ankertau. Die Länge eines Ankertaus beträgt 1,200 Fuß.

Ausbruch eines Vulkans. Der Raubschooner ward mit einem Gepraſſel in die Luft geſprengt, daß Meer und Erde und Himmel davon erdröhnten, während die brennenden Trümmer rings umher geſchleudert wurden. Aus dem Qualme glitt frei und ſiegreich die Corvette hervor.

So endete der Kampf mit den Raubſchiffen. Die entmuthigten Piraten, welche ſich auf die Boote begeben hatten, um ſich ans Land zu retten, wurden hier von den Seeſoldaten mit Musketenfeuer empfangen und in die Bucht zurückgetrieben. Die verzweifelnden Piraten ſahen ſich aber auch hier von den Booten umringt; viele von ihnen ſtürzten in die ſchwellende Fluth, um freiwillig ihrem Leben ein Ende zu machen. Der Reſt wurde gefangen genommen und auf der voranſegelnden Corvette nach Kingston ins Gefängniß gebracht. Die wohlverdiente Strafe für ihre Freveltaten wurde ihnen bald nachher ohne Gnade zu Theil.

Der Kapitain der Ballohoo erhielt ſein Schiff unbeſchädigt und unberaubt wieder zurück. Auch die ſpaniſchen Kaufleute waren glücklich mit dem bloßen Schrecken davon gekommen. Er folgte in Begleitung des Schooners der Corvette, ſetzte in Kingston Paſſagiere und Ladung an das Land und begab ſich nach einem recht herzlichen Abſchiede von unſerm Benjie am folgenden Tage nach ſeinem Beſtimmungsorte Port Royal, woſelbſt er ſich bei den Gerichten legitimirte und die Unterſuchung be-

stand. Vorsichtiger gemacht durch sein Unglück befuhr er noch lange die westindischen Gewässer, ohne weiter einen Unfall zu erleben.

Die Vernichtung der Raubschiffe und die strenge Strafe, welche die Piraten traf, jagte andern in den Antillen herumschwärmenden Seeräubern Schrecken ein und man hörte lange nichts mehr von einem Raubanfall. Dennoch ist der merikanische Meerbusen noch heut zu Tage gefährlich zu befahren und die Schiffe segeln gerne in großer Anzahl, oder begleitet und unter dem Schutze von Kriegsfahrzeugen, durch diese unsichern Gewässer.

Beujie kehrte erst am Abend in den Gasthof zurück und wurde von seinem treuen Diener Quacko und dem kleinen Richard, die beide seinetwegen sehr in Angst gewesen waren, mit lautem Freudengeschrei empfangen. Am folgenden Morgen reiste er mit seinen Begleitern in einem schwerbepackten Wagen nach der Plantage seines Onkels ab.

Nachdem er etwa zehn Meilen weit durch ein herrlich angebautes Land auf einem wohlgebahnten Wege hingefahren war, schlängelte die Strasse sich in ein dem Meere nahegelegenes Kokoswäldchen; dann ging es dicht an der Bucht hin, wo die weißschäumende Brandung über den schönen weißen Sand hinspülte und die Spuren der Wagenräder sehr schnell vertilgte. Zu den Häupten der Reisenden strich pfeifend der Seewind durch die hohen Bäume, daß das lange, federartige Laub

rasselte und klapperte, als ob es Erbsen regnete. Da fiel plötzlich ein schwarzer runder Ball donnernd in die offene Chaise und sprang dann wie eine aufprallende Bombe wieder zum Wagen hinaus. Richard schrie und Benjie sprang erschrocken auf und stotterte: »Was ist das?«

»Kokosnuß, Massa;« sagte Quacko grinsend, »nur eine Kokosnuß!«

»Nur eine Kokosnuß?« wiederholte Benjie grimmig. »Dummer Schnack, wenn sie mir nun auf den Kopf gefallen wäre, oder Richard, so müßte derselbe zu Brei zermalmt sein!«

»Auf den Kopf, Massa? yes!« sagte der Neger, »aber der Nuß sein in den Wagen nur gefallen; halten einen Augenblick, ich ihn vor den kleinen Richard holen will, der Milch von Kokosnuß sein sehr gesund zu trinken.«

Bei diesen Worten sprang der schwarze Bursche aus dem Wagen, holte die Nuß, die so groß war, wie der Kopf eines ausgewachsenen Mannes und gewiß mehr als zehn Pfund wog. Dann öffnete er sie mit großer Geschicklichkeit und ließ Richard den Saft ausschlürfen, was den Kleinen sehr erquickte und ihm vortrefflich behagte.

Der Wagen fuhr dazwischen weiter und man gelangte jetzt an das Meer. Dieses bildete hier eine kleine Bucht, vor der ein langes Riff hinlief, an dessen

Außenseite sich die Brandung donnernd brach und ihren Sprudel schier bis zu dem Wagen herüberspritzte. Das bogenförmige Riff schloß ein Becken kristallklaren, grünen Seewassers ein, dessen Oberfläche sich in dunkeln Wellen kräuselte, die über einen Grund von Korallen und Seegras spielten, von denen man selbst da, wo das Wasser am tiefsten war, jedes Aestchen und Fäserchen erkennen konnte. Außer ihrer kristallenen Klarheit haben die westindischen Gewässer auch die angenehme Eigenthümlichkeit, daß sie in beständiger Bewegung sind, keinen Schlamm zurücklassen, und also keine Morastwege erzeugen. Hielt man das Gesicht dicht über die Fluth, so sah man drei Klafter tief unten ganze Schaaren von Fischen in den lebhaftesten Farben, die, gleich Vögeln auf Baumzweigen, furchtlos von einer Koralle zur andern schossen, als hielten sie sich überzeugt, vor den gefräßigen Genossen außerhalb des Riffes völlig gesichert zu sein. Da, wo das Wasser uferwärts sich verflachte, bestand der Grund aus glattem, silberweißen Kieß; das Gestade aber wieß sich von einem schönen, grünen, rasigen Rande überwachsen, und überhangen, der durch den Wellenschlag der Springfluthen, die jedoch zu keiner Zeit höher, als drei Fuß stiegen, nur in sofern unterhöhlt ward, als nöthig war, den ganzen Strand entlang eine zusammenhängende, aber brüchige Uferbank zu bilden.

Benjie war sehr erhitzt, sendete Quacko mit Richard in dem Wagen nach dem zunächstliegenden Wirths-

hause, und entkleidete sich, um in der See ein erquickendes Bad zu nehmen.

Er schwamm jetzt hinüber zu dem Riff und genoß bei demselben ein erquickendes Sturzbad, welches durch das von der Brandung aufgewirbelte Wasser, in welchem tausend Regenbogen schimmerten, über ihn herabgewirbelt ward. Als er sich zur Genüge abgekühlt hatte, kehrte er zum Ufer zurück und erreichte bald nachher zu Fuße seine Reisegenossen, die vor dem Wirthshause aus dem Wagen gestiegen waren. Nach kurzer Erfrischung wurde der Wagen wieder bestiegen.

Der Weg wurde nun weiter fortgesetzt und man gelangte an eine sehr schöne Bucht, in der mehrere Seeschiffe und eine Menge kleiner Küstenfahrzeuge vor Anker lagen. Die Umgebungen waren höchst reizend, schöner, als Benjie jemals eine Gegend gesehen hatte. Die Bucht bildete einen etwa eine Stunde breiten Halbzirkel von dem reinsten Meergewässer, das ganz wunderschön blau war und an Reinheit mit der lieblichen Farbe des Himmels wetteiferte. An den beiden Enden der Bucht befanden sich nicht sehr hohe, grüne, wohlabgerundete Hügel, deren Spitzen Palmen von ansehnlicher Höhe trugen. Das schönste Gras schmückte ihre Abhänge, und schimmerte in den Strahlen der Abendsonne smaragdfarbig. Einzelne Bäume vom schönsten Wuchs, meist ungeheuere Stämme, welche man absichtlich wegen ihrer colossalen Größe verschont zu haben schien,

schmückten die Abhänge der Hügel und das Gestade, das einen breiten, reinen Sandstreifen zeigte, über welchen die Uferwellen ruhig hinrollten, ohne sich zu kräuseln oder zu branden. Außen vor der Bucht lagen kleine Eilande in der blauen Fluth dichtbewaldet und bis an den Wasserrand mit frischem Grün überzogen, gleich ungeheueren Blumensträußen, die auf einer hellen Wasserfläche schwimmen. Etwa eine Stunde weit in das Innere des Landes, das sich amphitheatralisch, aber sehr allmählig erhob, breitete sich eine sehr große und regelmäßig angelegte Plantage aus, die von klaren Bächen bewässert wurde, welche sich auf mehreren Seiten in Cascaden über Felsen herab in das Meer stürzten. Ganz in der Mitte der Bucht, auf einem kleinen Hügel, der gartenartig terassirt war, stand ein schönes, weißangestrichenes, massives Gebäude mit grünen Läden, das Herrenhaus, während unten am Meere hübsch gruppirt, noch einige kleinere, aber immer noch ansehnliche Gebäude lagen, ohne Zweifel die Wohnungen der Aufseher, Commis, Faktoren und anderer Personen, die zum Betrieb der Plantage und der Handelsgeschäfte angestellt waren. Dort wo die Felder endigten, stieg das dichtbewaldete Gebirg in seltsam grotesken Formen auf zum Himmel. Berge und Felsen schienen aufeinander gethürmt, blau stiegen sie hinan zu jäher Höhe und die Wolken liefen eilig an ihren starren Rippen vorüber.

Als bei einer Biegung der Straſſe alles dieſes plötzlich vor Benjies Auge trat, wurde er tief ergriffen von der reizenden Schönheit dieſer Gegend und brach unwillkührlich in einen bewundernden Ruf aus. Selbſt Quacko empfand die Gewalt, welche die Majeſtät der Natur auf jeden, ſelbſt den ungebildetſten Menſchen übt und antwortete: »O, Maſſa, hier ſehr, ſehr ſchön!«

»Es iſt das Paradies,« rief Benjamin, »glücklich iſt der Menſch, der hier ſeine Tage beſchließen kann, ſoferne auf dieſer Erde ein wahres Glück und vollkommene Ruhe zu finden iſt;« ſetzte er wehmüthig hinzu.

»Wie heißen dieſer Gegend?« fragte Quacko den Fuhrmann, der hier ſehr wohl bekannt zu ſein ſchien.

»Es iſt Indiſch-Jerſey, Herrn Peter Brails Plantage,« entgegnete der Kutſcher, »der ganze Küſtenſtrich gehört ihm. Reicher, guter, alter Herr, diente lange als Kutſcher bei ihm.«

»Reicher, guter, alter Herr!« wiederholte Benjie, »hm, das klingt nicht übel;« fuhr er murmelnd fort. »Wie kommts,« fragte er dann den Kutſcher, einen hagern Mulatten, der faſt ſo ſchwarz, wie ein Neger war, »daß Herr Peter Brail nicht von Negern ſein Fuhrwerk beſorgen ließ.«

»Die Schwarzen ſind ihm zu unvorſichtig und gehen mit dem Vieh zu grauſam um, deßhalb nimmt Herr Brail immer nur weiße Leute in Dienſt zum Fuhrwerk.«

»Muß 'n guter Herr sein, dieser Herr Peter Brail,« sagte Benjie gedehnt, da er sich selbst um das Wohl oder Wehe seiner Pferde bekümmert.«

»Ja, Sir, das ist er auch im eigentlichen Sinne des Wortes,« antwortete der Kutscher; »dabei aber ist er ein wunderlicher Kauz, denn er hält sich gar keine Sclaven, sondern lauter freie Neger. Sie werden wohl wissen, Sir, daß in Jamaika keine Sclaven mehr eingeführt werden dürfen?«

»Nicht so ganz genau,« antwortete Benjie, der gerne mehr von seinem Onkel gehört hätte. »Auch begreife ich nicht, weßhalb Ihr sagt, er halte sich keine Sclaven, da Ihr doch auch gesagt habt, es dürften überhaupt keine Neger mehr eingeführt werden.«

»Das ist klar, Sir. Jeder Pflanzer hatte hier ehedem Sclaven, nicht so?«

»Ja, früherhin allerdings!« antwortete Benjamin.

»Nun, diese Sclaven verheiratheten sich, bekamen also Kinder, und ihre Kinder wurden wieder Sclaven, wenn sie sich nicht frei kauften, oder wenn sie nicht freigelassen wurden. Es gibt also demungeachtet in Jamaika noch Sclaven genug und wer welche haben will, kann sie auch im Lande kaufen. Nur übers Meer dürfen keine Neger mehr eingeführt werden.«

»Man sagte aber doch, daß in Jamaika, so wie überhaupt auf allen englischen Besitzungen die Sclaverei aufgehoben wäre,« wendete Benjamin ein.

»Allerdings, Sir, nur nicht die Sclaverei derjenigen Neger, welche bisher schon Sclaven waren oder als Sclaven gekauft wurden. Doch kann jeder Neger frei werden, wenn er seinem Herrn das Capital bezahlt, welches er ihm gekostet hat.«

»Findet das Letztere häufig statt?« fragte Benjie.

»Bei den jüngeren Negern wohl, bei älteren aber nicht, denn diese sind zu träg und befinden sich in ihrer sorglosen Lage zu wohl, als daß sie daran dächten, sich etwas zu ersparen, um frei zu werden, denn dann müßten sie ja für sich selbst sorgen. Es gibt also noch fast auf jeder Plantage Sclaven; nur Herr Peter Brail hält sich keine, sondern lauter freie Taglöhner.

»Wie stehts denn da mit dem Anbaue seiner Grundstücke?« fragte Benjie.

»Vortrefflich, Sir! seine Plantage soll die einträglichste in ganz Jamaika sein. Er bezahlt die Arbeiter, je nachdem sie es verdienen. Fleißige Leute gut, träge schlecht und die Faullenzer jagt er aus seinem Bezirk, oder läßt sie aus dem Lande schaffen, denn er ist Friedensrichter in der Grafschaft.«

Jetzt hatte Benjamin genug von seinem Onkel gehört, um neugierig bis zum Sterben zu sein. Deßhalb rief er dem Kutscher zu: »Fahre, Schwager, daß wir noch bei guter Zeit zu diesem Herrn kommen.«

Da es schon anfing, zu dunkeln, so ließ der Kutscher seine Pferde gehörig austraben, so daß der kleine Ri-

chard vor Freude jauchzte. Dennoch war es Nacht, als man die Plantage erreichte. Obschon es bereits spät war, herrschte hier doch noch vollkommene Rührigkeit, das Siedehaus war hell erleuchtet, Wolken weißen Dampfes zogen zu den Dachöffnungen hinaus. Die Neger, die das Feuer zu unterhalten hatten, erstickten beinahe zwischen den Haufen trockener Rohrstengel oder »trash,« wie man das nennt, aus denen der Saft schon ausgepreßt war, und sahen in ihrer Splitternacktheit wie Dämonen aus, so oft ihre schwarzen Leiber vor den gluthsprühenden Ofenmündungen sich hin und her bewegten. Ein wenig weiter hin gelangte man zu den kegelförmig bedachten Mühlen, von denen die einen durch Ochsen, die andern durch Maulthiere getrieben wurden. Das Schreien der Treiber, der Zuruf der Sieder zu den Ofenheitzern, das Krachen des Zuckerrohrs, das in den Mühlen gequetscht wurde, das Quicken und Knarren der Triebwerke selbst, das Rollen und Klappern der Wagen, das Kreischen der erhitzten Achsen, die geschmiert zu werden verlangten, und dazu das schallende Gelächter und das muntere Singen, das sich zuweilen durch diese Babeltöne hiedurch hörbar machte — alles dieses verwirrte unsern Benjamin ganz und gar.

Der Kutscher hielt am Siedehause an und fragte den diensthuenden Schreiber, einen langen, leichenhaft aussehenden jungen Mann in brauner Jacke und weißen

Hosen, der mehr als halb im Schlafe zu sein schien, ob der Aufseher zu Hause wäre. Er bejahete und der Kutscher fuhr nun nach des Letzteren Wohnung.

Im Siedehause war große Lebendigkeit, wie Benjamin im Vorbeifahren bemerken konnte. Außer der ordentlichen Wache der Siedeneger, die, jeder einen blanken kupfernen Löffel an langem Stiele in der Hand, vor den großen prasselnd kochenden Kesseln in Reihen standen, befand sich auch ein Schwarm von Negern der Pflanzung daselbst, lauter freie Leute, von denen einige sich heißes Getränk verschafften, andere an der Wand entlang saßen, wo sie bei Lampenschein ihr Nachtessen verzehrten und noch andere im heißen Dunstnebel umherschlenderten, schäckerten und lachten, als hielten sie in dem rüstig arbeitenden Zuckerhause eine Art von Negersoirée ab.

Vor des Aufsehers Hausthüre fanden die Ankommenden vier patriarchalisch aussehende Neger und eine alte, wohlanständig gekleidete Negerin. Die ersteren trugen Linnenkittel und darüber eine blaue Frießjacke und weiße Weithosen. Die Frau, die sehr anständig gekleidet war, schien der kühlen Abendluft zu genießen und mit den alten Männern ein Plauderstündchen zu halten. Die Leute standen, mit ihrem Hut in der Hand, ein Madras-Tuch um den Kopf gewickelt und stützten sich auf einen langen Stecken, der aus einem geschälten Hartholzaste gemacht war und dessen Ansatzknollen einen

fantastischen Knopf abgab. Sie waren die Unteraufseher über die verschiedenen Abtheilungen der Plantage und erwarteten die Befehle, was am nächsten Tage geschehen sollte.

Als der Aufseher den Wagen erblickte, entließ er jene Leute und rief den Kutscher an: »He, Thomas, Gott grüß' Dich; wen bringst Du zu uns herüber?«

»Ist Dein Herr zu Hause?« gegenfragte der Kutscher, indem er vom Bock herab die ihm dargereichte Hand des Aufsehers ergriff und herzlich schüttelte.

»Treffe ich Herrn Peter Brail?« fragte Benjie neugierig, indem er den Aufseher betrachtete.

»Guten Abend, Sir, verzeihen Sie, daß ich Sie noch nicht begrüßte,« sagte der Mann höflich. »Herr Brail befindet sich oben im Schlosse. Belieben Sie nur gefälligst, hinaufzugehen, ich werde Jemand mitsenden. Ihr Gepäck ist in guten Händen, ich will selbst dafür sorgen, daß es unverletzt in Ihre Hände ins Schloß abgeliefert wird. »He! Wilson« — rief er einem der vor dem Hause wartenden Neger zu, »führe diesen Herrn hinauf zu Herrn Brail.«

Quacko war aus dem Wagen gesprungen und leistete dem Kutscher beim Abladen hilfreiche Hand, zahlte ihn sodann aus und ließ das Gepäck nach dem Schloß schaffen, wohin Benjie mit Richard an der Hand, geführt von einem der alten Neger, schon vorausgegangen war. Der Kutscher blieb auf der Plantage über Nacht.

Als Benjamin an das hohe Thor in den hellerleuchteten Vorplatz gelangte, klopfte ihm das Herz und ein wehmüthiges Gefühl trieb ihm Thränen in die Augen.

Der Neger zog den Hut und zeigte auf eine offenstehende Thüre, aus der das leise Geräusch der Schreibfedern tönte und unter welcher ein hübscher junger Mensch stand, der ein Paket Briefe trug. »Wünschen Sie Herrn Brail zu sprechen?« fragte dieser den zu ihm hintretenden Benjamin. Als Benjie bejahete, öffnete er die Thüre und führte Benjamin durch das Comptoir, auf welchem mehr als zehn Commis arbeiteten, zu einem prächtig ausmöblirten Gemach. Rings herum an den Wänden standen die Kassen. An einem großen, grünschwarz polirten Tisch saß ein alter Mann, welcher ins Hauptbuch bedächtig Posten eintrug und zur Seite an Schreibtischen saßen noch zwei bejahrte Comptoir-Arbeiter, welche sich mit Geldzählen beschäftigten. Von diesem Zimmer, dessen Fenster mit Eisen vergittert waren, dessen Thüren innen eisenbeschlagen mit starken eisernen Kreuzstäben verwahrt sich zeigten, führte eine einfache Seitenthüre in ein kleines Schreibzimmer, wo nur eine einzige, mit Milchglas verdeckte Lampe stand. Hier saß ein Schiffer in spanischer Seemannstracht, den Benjie sogleich erkannte — es war Caridad, den er in der Bucht zu Cuba gesehen hatte. Der Spanier erkannte ihn auf den ersten Blick und nickte grüßend.

Neben ihm saß ein schlanker, ältlicher Herr. Er

hatte sein langes, wie grauer Flachs aussehendes Haar nach alter Sitte hinten am Kopfe mit einem silbernen Kamme befestigt. Sein Gesicht war stark geröthet, seine Augen grau und er trug eine hörnene Brille. Seine Kleidung war höchst einfach. Er trug einen hellgrautuchenen Frack, schwarze Hosen, die nur bis an das Knie gingen und dort mit einer silbernen Schnalle befestigt waren. Hier fingen die silbergrauen Strümpfe an und an den Füßen trug er altmodische, aber sehr glänzende Schuhe mit silbernen Schnallen. Der einzige Schmuck, den dieser ehrwürdig aussehende alte Herr trug, war eine werthvolle Nadel von großen Brillanten, die an dem äußerst feinen und weißen Hemde vor der Brust steckte. Es war Herr Peter Brail, der Friedensrichter, der reichste Kaufmann in der Grafschaft.

Als Benjamin eintrat, erhob er sich und grüßte freundlich mit der Hand, während der nachfolgende Comptoirist für Benjamin einen Stuhl zurecht rückte.

Schüchtern begann Benjie: »Habe ich die Ehre, den Friedensrichter« — —

»Ich bin Peter Brail, schlechtweg, junger Mann,« sprach der Alte einfach und mit fester Stimme, »womit kann ich Ihnen dienen.«

»Sie hatten in Schottland einen Bruder,« sprach Benjie mit einer vor Rührung erstickten Stimme, — denn er glaubte den theuren verstorbenen Vater zu sehen,

so groß war die Aehnlichkeit beider Brüder, »und dessen Sohn wünschten Sie kennen zu lernen — —«

»Was —? Sie — werden — Du wirst doch nicht —?« rief der warmherzige alte Mann, indem er die Brille schnell abwischte und Benjamin näher trat.

»Ich bin Ihr Neffe, Benjie!« sagte dieser weinend vor Wehmuth und Freude.

Da öffnete der alte Herr die Arme, fiel ihm um den Hals und küßte und drückte ihn, wie ein Vater einen lieben Sohn, wenn er diesen aus weiter Ferne von gefährlicher Reise heimkehren sieht. Dann führte er unter Liebkosungen den Jüngling zum Licht, betrachtete ihn erst recht genau und rief:

»Ja, Du bists, ganz Dein seliger Vater, seine Augen, der Mund, die Stirne —« und hierauf erneuerten sich seine Liebkosungen, die Benjie unter Thränen erwiederte.

Endlich beruhigte sich der alte Herr und seine ernste Fassung, sein gemessenes Wesen kehrte wieder.

»Nimm Platz, Benjie,« rief er aus. Du bist verheirathet? — fuhr er sodann fort, indem er auf Richard deutete, der neben Benjamin stand und den alten Herrn neugierig betrachtete — »warum hast Du mir das nicht geschrieben?« fügte er mit merklichem Vorwurf im Ton der Stimme hinzu.

»Verzeihung, Onkel, ich bin nicht verheirathet; dieses arme Kind retteten wir von einem Schiffe, das in der

Nähe der afrikanischen Küste unterging! Ich nahm mich des armen Kleinen an, weil ich seine Aeltern auf jenem untergegangenen Schiff kannte und weil er ein so lieblicher, kleiner Bursche ist. Er heißt Richard.«

Bei dieser Erklärung horchte Caridad neugierig und betrachtete den Kleinen.

»So? das gefällt mir von Dir, Benjie. Aber Deine Erzählung, Benjamin, erinnert mich wieder, daß wir nicht allein sind. Verzeiht, Caridad und habt die Gefälligkeit, Eure Geschichte zu vollenden. Setz' Dich, Benjamin, und habe Geduld. Später gehört meine Zeit ganz allein Dir und Deinem kleinen Pflegling.«

»Wir sahen die drei Schiffe, Sir« fuhr der Spanier fort. Es waren dieselben eine Fregatte, eine Felukke und ein großes Handelsschiff. Doch ich nahm alles ab, was ihre Aufmerksamkeit erregen konnte und hielt mich mit aller Macht ferne von ihnen. Der Sturm tobte jetzt immer wilder und ich bemerkte, daß auf dem Handelsschiff Feuer ausgebrochen war.«

»Wann und wo war das, Sennor Caridad?« fragte Benjamin erbleichend.

»Genau vor drei Monaten, Sir, an der afrikanischen Küste am Bonnystrom,« entgegnete der Spanier und fuhr dann fort: »Die beiden Kriegsschiffe legten jetzt weg von dem Kauffahrer, dem sie nimmer zu helfen vermochten. Sennor, ich sah, wie das große Schiff schrecklich zu Grunde ging; es war ein gräßlicher An-

blick. Doch es war für uns ein Glück, denn wir lagen jetzt keine dreißig Kabellängen mehr von den Engländern entfernt. Mein Schiff wäre verloren gewesen, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht durch den Untergang des Kauffahrers von uns abgelenkt worden wäre. Gleich hernach ließ der Sturm nach, die beiden Schiffe setzten Segel bei und nahmen ihren Kurs nach Westindien. Als wir zu dem Platze gelangten, wo das Schiff untergegangen war, entdeckten wir mit Entsetzen in der schäumenden Fluth ein umgestürztes Boot, oder etwas dergleichen, an dem zwei Menschen hingen, die jeden Augenblick von dem Sprühwasser untergetaucht und überschäumt wurden. Wir warfen ihnen ein Tau zu und es gelang uns, sie zu retten. Es war ein junger Mann, der seine Gattin an sich festgebunden hatte. Dieses Sir, sind die Leute, welche ich Ihrem Wohlwollen empfehle. Es sind Ihre Glaubensgenossen, Sir, sie haben also das nächste Anrecht auf Ihre Unterstützung und Ihren Beistand; der Mann ist Missionär und ich denke, Sie könnten ihm bei Ihren schwarzen Arbeitern zu thun geben.«

»Saht ihr den Namen jenes Schiffes?« fragte Benjamin mit vor Neugierde und Angst fast tonloser Stimme.

»Es war der Hermes, Sir!« entgegnete der Spanier.

»Gelobt sei Gott, der Allbarmherzige, so habt Ihr

vielleicht die Aeltern oder doch wenigstens Verwandte dieses armen Kindes gerettet,« rief Benjamin innig gerührt. »Ich war auf jener Felukke, als der Hermes unterging und dieser Knabe befand sich mit seinen Aeltern auf dem Hermes.«

»Ihr irrt Euch nicht, junger Herr. Es war, wie ich von den armen Leuten weiß, nur ein Kind auf jenem Schiff. Dieses gehörte ihnen und wird täglich noch von ihnen beweint.«

»Wo sind sie, Sennor, es ist das Ihrige, gewiß!« rief Benjamin dringend.

»Geduld, Benjamin, Du wirst sie sogleich sehen und die Genugthuung haben, diesen armen Leuten ihren Kleinen zurückgeben zu können. Ich gehe, um sie auf diese große Freude vorzubereiten.«

Herr Brail verschloß nun die Thüre, welche in das Kassazimmer führte, nachdem er Benjamin mit Richard in dasselbe hatte treten lassen. Benjie wartete hier voll Ungeduld und bereitete Richard darauf vor, daß er jetzt seine Aeltern sogleich wieder sehen würde. Der Kleine weinte laut und rief beständig »Vater, Mutter!«

Im Zimmer des Onkels hörte man lautes Sprechen und endlich auch Weinen. Als nun Richards Ruf dorthin drang, öffnete Herr Brail die Thüre und — Aeltern und Kind hatten einander wieder gefunden.

Diese Scene vermag unsere Feder nicht zu schildern,

denn in unaussprechliche Freude mischte sich tiefes Weh, als nun Richard: »Großvater, Onkel, Tantchen!« rief und man ihm sagen mußte, daß er diese geliebten Menschen nie wieder sehen würde. Alle Umstehenden waren bis zu Thränen gerührt.

Der Missionär und seine Gattin lagen knieend an der Erde; sie hielten ihr Kind, das verloren geglaubte, umfaßt und schluchzten vor Wehmuth und Freude. Richard schmiegte sich an sie an, mit solch inbrünstiger Aengstlichkeit, daß alle Anwesenden innig gerührt wurden. Das Kind erhielt jetzt erst einen dunkeln Begriff von der Größe des Verlustes, den es erlitten und die drohenden schrecklichen Gebilde des aufgeregten Meeres, der verzweiflungsvolle Untergang des Hermes, dem es, obwohl halb bewußtlos, beigewohnt hatte, tauchten wie gespensterhafte Schatten eines schrecklichen Traumes wieder vor seinem Geiste auf. Mit einer Art von eifersüchtiger Wehmuth sah Benjie nach denen, die ihm, weil ihnen die Vorsehung und die Bande des Blutes ein näheres Anrecht gaben, seinen Liebling vielleicht für immer entrissen. Die übrigen Anwesenden standen gerührt umher.

»Fassen Sie sich, mein Herr,« rief jetzt der Friedensrichter dem Missionär zu, »vielleicht gelingt es mir, noch einige Blumen auf Ihren Lebensweg zu streuen.«

Der Mann erhob sich; Benjamin erkannte ihn jetzt ganz genau, es war derselbe junge Geistliche, der bei seinem Besuch auf dem Hermes so kriegerisch hinter ihm

drein geschritten war und beim Schiffbruch so anhaltend an den Pumpen gearbeitet hatte. Dieser bleiche und abgehärmte Mann trat ihm jetzt näher und stattete ihm seinen von Segenswünschen unterbrochenen Dank ab. Auch seine Gattin nahte, Richard auf dem Arme, der seine Händchen nach Benjie ausstreckte, mit wankenden Schritten, und reichte Benjie sprachlos vor Rührung die Hand.

»Nach so vielen und großen Leiden,« fuhr der Missionär fort, ein Augenblick voll Wonne und Wehmuth! Allbarmherziger Gott, Du hast uns schwer geprüft! — Wir waren, wie zwei einsame schmachtende Wanderer in der Wüste, die einem dunkeln Ziele hoffnungslos entgegenwanken, verlassen, elend! — »Und nun? welch' ein Wiedersehen!« — Durch Sie, mein Herr, hat uns Gott ein Gut zurückgegeben, das uns so theurer ist, weil wir es gänzlich verloren achteten — und keine Hoffnung des Wiedersehens! Wenn der Allmächtige das Flehen, die sehnlichsten Bitten der Sterblichen hört, dann wird Er seinen reichsten Segen über Ihr Haupt ausgießen. Ja, mein Herr, in jedes unserer Gebete wollen wir Sie einschließen. Wir wollen unserm Kinde lehren, nächst Gott Sie am meisten zu lieben« —

Als wenn diese Scene bestimmt gewesen wäre zum Augenblicke des Wiedersehens, so traten jetzt zur geöffneten Thüre der Commodore Oakplank, Sprawl, Drainings und Lennox herein. Sir Olivier war, wie

schon früher erwähnt, nach der Trennung von der Felukke in den Hafen von Port Royal gesegelt, hatte dort die Fregatte ausbessern und neu verproviantiren lassen, um nach einer Abwesenheit von fast drei Jahren nach England zurückzukehren. Die Felukke war eben dorthin gesegelt, und, wie unsern lieben Lesern bereits bekannt ist, in Port Royal verkauft worden. Durch einen glücklichen Zufall traf Olivier gerade an demselben Abend in der Bucht bei Indisch-Jersey ein, hatte hier Anker werfen lassen und war mit Sprawl, Lennox und Drainings, seinen Lieblingsmatrosen, an das Land gegangen, um seinen alten Freund Peter Brail, den Friedensrichter, ehe er Westindien verließ und nach dem Mutterland zurücksegelte, noch einmal zu sehen und durch seinen Abschiedsbesuch zu überraschen. Die Freude dieses Augenblicks ist nicht zu beschreiben. Die Freunde umarmten sich, Richard sprang schreiend vor Lust von einem zum andern und zog den braven Lennox, seinen Lebensretter, zu Vater und Mutter, die dem derben Matrosen unter Thränen dankten.

Als endlich der laute Jubel sich legte, als die Anwesenden sich zu beruhigen begannen, fragte Herr Brail, der Friedensrichter nach den näheren Umständen des Schiffbruchs. Eine tiefe Stille trat ein, als der Missionär begann:

»Der Morgen des 27***, der Anbruch unseres schrecklichsten Lebenstages, schien uns jener zu sein, wo

die Welt aus ihren Fugen gehen und nach dem Willen des Allmächtigen wieder in ein schreckliches Nichts zerfallen soll. Todesgedanken erfüllten unsere zagenden Herzen. Mein Vater sprach Psalmen und Trostgebete, die wir ernst und ergeben anhörten; das verzweifelnde Schiffsvolk verlor die Hoffnung, den Muth, und das Fahrzeug, auf dem wir uns befanden, schien dem Untergang geweiht zu sein. Gegen neun Uhr begab ich mich, während der Orkan immer wilder tobte, unter Deck, um von dort mehrere Gegenstände zu holen, nach denen mein Vater verlangte. Ich gewahrte einen feinen Rauch, der aus den Lucken aufzusteigen schien. Sogleich machte ich den Kapitain, der eine unerschütterliche Ruhe behauptete, darauf aufmerksam. Um diese Zeit war der Leck schon gefährlich, das Wasser stand hoch im Raume und es wurde anhaltend an den Pumpen gearbeitet.

Jetzt kehrte der Kapitain mit der beruhigenden Aeußerung zurück: »es sei keine Gefahr vorhanden.« Der Dampf rühre nur von der Küche her, werde vom Sturm unter Deck getrieben, und gehe nun zu den geöffneten Lucken wieder heraus. Ich erwiederte nichts; als aber der Geruch stärker wurde und der Dampf verschiedene Farben annahm, kam es mir vor, als gehe es nicht mit richtigen Dingen zu. Ich begab mich demungeachtet in unsere Kajüte, wo alles sich in Unordnung befand und die darin stehenden Gegenstände mit vernichtender

Gewalt durch die heftigen Bewegungen des Schiffes umhergerollt wurden. Mühsam befestigte ich den Koffer. Da klopfte der Kapitain an die Thüre und rief: ein Theil der Ladung habe Feuer gefangen und er wünsche, sämmtliche Passagiere möchten sich auf dem Verdeck versammeln, damit die Mannschaft ungestört in dem Innern des Schiffes Versuche zum Löschen veranstalten könnte. Um diese Zeit lag die Felukke nahe genug und ich sah sehr wohl, daß man dort von unserer Noth wußte, aber uns nicht helfen konnte. Ach! die Nähe theilnehmender Menschen war uns ein Trost, obwohl das Bewußtsein, daß wir dennoch hilflos zu Grunde gehen müßten, wenn es zum Aeußersten käme, einen bitteren Wermuth in unsern Leidenskelch streute.«

»Wir arbeiteten nun statt der Matrosen unverzagt an den Pumpen. Demungeachtet sank das Schiff immer schwerer und tiefer in die Wellen. Der Kapitain und die Mannschaft arbeiteten, um das Feuer zu löschen; aber der Rauch ward immer dichter. Um 10 Uhr fing ein Theil des Verdecks Feuer und in diesem Augenblick verbarg eine Wolke und ein dichter Regenguß die Fregatte und die Felukke vor unseren Augen.

Nie werde ich diesen Moment vergessen. Mit gesträubtem Haar und brennenden Kleidern stürzte unser wackerer Kapitain auf das Verdeck, ihm nach die verzweifelnden Matrosen. Ich nahte mich ihm, aber er hatte die Fassung gänzlich verloren, die er so lange und

würdig behauptete. »Wir sind verloren,« rief er: »der Leck und die Flammen überwältigen uns; wir müssen ins Boot und die Felukke zu erreichen suchen — Gott sei uns gnädig!«

Nur vierzehn Matrosen waren mit ihm zurückgekehrt; sie machten das Boot rasch zum Aussetzen fertig, obwohl das eine mißliche Arbeit war, weil das Schiff gänzlich auf der Seite lag. Ich ergriff meinen Knaben, den meine ohnmächtige Frau im Arme hielt und band ihn an ein Schaaf, das sein Spielzeug war. Dann schlang ich mit einem Tau meine bewußtlose Frau an mich fest, in der Hoffnung, mich und sie schwimmend zu retten, als plötzlich das Schiff sank und die Fluthen mich im Strudel des untergehenden schweren Schiffskörpers wie einen Kreisel umherwirbelten. Als ich wieder nach oben kam, stieß ich mit dem Haupte gegen einen schweren harten Gegenstand, der gegen mich antrieb. Ich griff darnach; es war das Boot, das zur Oberfläche stieg. Obwohl umgestürzt, schwamm es doch in den schäumenden Wellen. Einen kurzen Blick warf ich um mich, das Schiff war verschwunden, aber die Felukke ganz nahe. Ich wollte schreien, aber eine gewaltige Welle überspülte mich. Ich hielt den Athem an. Als die Wassermasse in sich zerronnen war, kam ich wieder zur Oberfläche, noch immer am Boot fest angeklammert. Ich sah die Felukke, sie war schon ferne und jede Aussicht zur Rettung verschwunden. Doch ich verlor die Hoffnung

noch immer nicht. Glücklich gelang es mir, mich auf das umgestürzte Boot zu setzen und meine Frau mit dem rechten Arm zu umfassen. Da erkannte ich in der Nähe ein fremdes Schiff, das sich mir zu nahen schien. Man hatte meine schreckliche Lage gesehen und warf mir ein Tau zu. Durch Gottes Hilfe wurde ich mit meinem Weibe von Sennor Caridad, dem Kapitain jenes Fahrzeugs, gerettet.«

»Wohlan, Sir,« sagte der Friedensrichter gerührt, »Gott hat Großes an Ihnen gethan, deß sind Sie Zeugen. Gestatten Sie nun auch, daß die Menschen ein Kleines hinzufügen. Ich nehme Sie als Pastor an der Kirche zu Indisch-Jersey an, und werde Ihre Ernennung von der Regierung bewirken. Wenden Sie sich an mich, Ihren Freund, wenn Sie etwas bedürfen.«

»Und nun, ein Wort zu Dir, Benjie,« wendete er sich ernst an diesen, der die Augen niederschlug. »Du bist ein leichtfertiger Bursche gewesen, mein Bruder hat mir's geschrieben. Das Reisen wirst Du jetzt genug haben?«

»Ja, Onkel, völlig satt hab' ichs!« platzte Benjie heraus.

»Wohl, ich bin mit Dir zufrieden, soferne Deine alte Lust zum Schießen und Feuerwerkveranstalten nicht wiederkehrt —?«

»Gewiß nicht, lieber Onkel!« versicherte Benjie ernst.

»So komm an mein Herz, Benjie, Du sollst mein Erbe sein!«

Ein fröhliches Mahl, an dem alle Anwesenden Theil nahmen, schloß den festlichen Abend. Herr Brail hat Wort gehalten. Richards Vater wurde wirklich Pastor an der Kirche zu Jersey. Er lebt noch jetzt dort, und wird von allen, die ihn kennen, geschätzt und geliebt.

Benjie blieb bei seinem gütigen Onkel und als dieser starb, erbte er dessen ungeheueres Vermögen. Sein Liebling ist heute noch Richard, der Schiffbrüchige. Benjamin sorgt für ihn, wie sein eigener Vater. Richard liebt Benjamin dagegen, wie ein guter Sohn es nur thun kann.

Ende.